Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 44 — Leipzig, den 3. November — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Leben und Tod — Das Christentum der evangelischen Kirche unsrer Tage und die religiöse Stimmung der ersten Gemeine Jesu. Erste Hälfte — Johannes Goßner: 5, 6, 7 — Der 31. Oktober, das Geburtsfest der Reformation — Die Türken als Kulturvolk — Verschiedenes: Sören Kierkegaard; Pfennigpredigten für das Totenfest; Unwürdige Reklame; Unsre Bemerkung über eine bedauerliche Kirchenkollekte; Eine Zuflucht für Geistliche, die aus der römischen Kirche austreten — Anzeigen

Leben und Tod

Luk. 18, 10—14

Jesus beurteilt die Menschen ganz anders als seine Umgebung. Er sieht nicht auf den Augenschein, sondern auf das innerste Wesen. So kommt es, daß er an manchen von der öffentlichen Meinung Gebrandmarkten ein hoffnungsvolles Empfinden und echtes Verlangen nach Gott entdeckt, während er an ihren Günstlingen ein träges Ausruhen auf vermeintlichen Vorzügen tadeln muß.

Das sind auch die Gedanken, die Jesus in dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner verkörpert hat. Mit ein paar Pinselstrichen hat er diese beiden Gestalten plastisch dahingemalt. Wie sich der Pharisäer spreizt und bläht vor seinem Gott! Er macht sich einen großen Ruhm aus dem, was kein Ruhm ist, nicht so schlecht wie die Schlechtesten zu sein. Seine Eitelkeit liebt den Vergleich nach unten hin, wo sie natürlich ihre volle Befriedigung leicht zu finden vermag. Der Blick nach unten aber muß den völligen Stillstand alles Strebens zur Folge haben. Es entsteht dabei eine wohlige Zufriedenheit mit der eignen vortrefflichen Person, die das sittliche Werden und Wachsen aus dem Lebensinhalt streicht. Doch halt, er rühmt sich ja nicht nur, nichts Böses gethan zu haben; er weiß auch mit guten Leistungen zu prahlen. Fastet er nicht, giebt er nicht den Zehnten an die Priester? Allein Jesu Urteil über diese Thaten kennen wir. Es sind kultische Handlungen, von denen der Nächste nichts hat; darum sind sie wertlos vor Gott. Die größte Regsamkeit auf diesem Gebiet macht den Mangel der Demut und der Liebe nicht wett. Nur dem Unkundigen verhüllt der kultische Eifer den Mangel sittlichen Strebens. Es ist ein Bild des geistlichen Todes, das Jesus hier zeichnet, der darum nicht weniger vorhanden ist, weil er sich unter die geliehenen Gewänder kirchlichen Lebens versteckt. Es ist eine vertrocknete Pflanze, die zwar noch ein paar Blätter trägt, deren Mark aber tot ist.

Gerade umgekehrt steht es mit dem Gegenbild, dem Zöllner. Was mag ihn in den Tempel geführt haben? In seinem Leben voll Ausschweifung und Betrug hat es ihn auf einmal wie eine unsichtbare Gewalt erfaßt. Die Hände zitterten, wenn sie an den Freudenbecher, wenn sie nach dem fremden Gelde griffen. Der Gedanke an Gott tritt groß in seine Seele ein. Er hat das Bedürfnis, sich auszusprechen mit dem Gott seiner Jugend. Es treibt ihn in den Tempel, wo man ihn zu suchen pflegt. Verlegen steht er da, im Gefühl, von allen Leuten angesehn zu werden. Etwas Andres weiß er nicht zu sagen, als was ihm gerade einfällt: Gott sei mir Sünder gnädig! Ein Zöllner — wer hätte ihn damals nicht mit einer abgestorbnen Pflanze verglichen? Aber aus der scheinbar abgestorbnen Pflanze schlug auf einmal ein kräftiger, hoffnungsvoller Trieb heraus. Unverwirrt durch ererbte Standesvorurteile, die es dem Pharisäer erschwerten, einmal wahr zu sein vor seinem Gott, brachte er das Große fertig, sich als klein zu bekennen. Dort ist salbungsvolles Gethue, hier lebendiges Gefühl, dort ist die Hoffnungslosigkeit des geistlichen Todes unter dem Schein des Lebens, hier aufquellendes Leben unter dem Schein des Todes.

Am verlornen Sohn glaubten wir zu erkennen, daß einer, der durch Sündenangst wieder in die Gemeinschaft zurückgekehrt sei, in die er gehört, nicht mehr in dieselben Sünden fallen könne. Aber was heißt das beim Menschen: er kann nicht mehr? Ist das eine mechanische Notwendigkeit, dieses nicht mehr sündigen können? Ach wir wissen leider, daß das Menschenleben kein fest in sich gefügter Zusammenhang ist, sondern aus Augenblicken besteht. Wir können in jedem Augenblick anders sein, zumal können wir immer wieder in Böses zurückfallen, zu dem wir eine Neigung haben. Und wenn auch einer wie der verlorne Sohn Hölle und Himmel hinter einander durchgemacht hat, so ist er doch nicht gegen einen Rückfall in die Sünde gefeit. Dürfen wir da immer wieder auf Vergebung rechnen und wie oft? Jeden Tag beten wir: Vergieb uns unsre Schuld. Allsonntäglich singen wir das „Herr, erbarme dich," und hören das Wort der Lossprechung. Ein paarmal im Jahre feiern wir das Mahl der Vergebung; und immer wieder geht unsre Phantasie dieselben lüsternen Bahnen, immer wieder morden unsre Lippen die Ehre der Nächsten, immer wieder befleckt unrechter Gewinn unsre Hände. Darf das immer so weiter gehen in ewigem Kreislauf, Sünde, Sündenvergebung, Sündenbekenntnis und wieder Sünde und so fort? Weil wir nicht auskommen mit dem die Sache von der idealen Seite anschauenden „Kann nicht," müssen wir ein kräftiges „Darf nicht!" daneben stellen. Wir dürfen nicht in die Sünden wieder hineinfallen, die wir bereut, bekannt und für die wir glauben Vergebung bekommen zu haben.

Vergebung der Sünden ist eine Arznei: aber sie wirkt auch wie eine Arznei auf die Dauer; denn obschon sie von ihrer Güte nichts verliert, so verliert sie doch ihre Wirkung auf einen Menschen, der dem Uebel nicht abhilft und sich gar auf sie verläßt. Ein solcher wird allgemach gleichgiltig gegen seine Besserung. Seine Seele macht ihm keine Gedanken mehr. Er will sich nicht aus der Sünde reißen und in bessere Gewohnheiten bringen. Aber aus dem Nichtwollen wird schließlich ein Nichtkönnen. Viel leichter geschieht diese Umwandlung auf dem Gebiet des Bösen als dem des Guten. Mit einem Wort, die Totenflecken treten auf, die den geistlichen Tod anzeigen. Dieser Zustand hat keine Strafe weiter zu erwarten, sondern er ist selbst die Strafe. Der geistliche Tod ist der Beginn des ewigen Todes, der den Ausschluß aus dem Leben in der Gemeinschaft Gottes bedeutet.

Aber dieser innerliche Tod kann sich wohl vertragen mit einer lebhaften Beteiligung an kultischen Akten. Man kann das Sündenbekenntnis mitbeten, das Abendmahl mitfeiern und alle kirchliche Gerechtigkeit erfüllen. Aber es ist nur Gethue und Geschwätz; unter dem Gewand des Lebens ist der Tod. Das ist das Ende und die Strafe für die, die Sündenvergebung ohne Besserung haben wollen. Zwar steht Gottes Gnadenpforte

uns nicht weniger häufig offen, als wir sie dem Bruder öffnen sollen, der wider uns fehlt. Die Strafe ist nicht, daß sie uns verschlossen wird, sondern daß wir nicht mehr hinein wollen. Der Gedanke an diesen Seelentod soll uns ein Anlaß sein, uns von den vergebnen Sünden wirklich zu scheiden. Die Angst vor einem solchen Ende ihrer innern Entwicklung wird freilich nicht allzu Viele in die Buße hineinschrecken. Hatte die Hölle mit Teufel und Feuerflammen einst Gewalt über alle, denen an ihrem leiblichen Behagen gelegen war, so macht die Angst vor diesem Strafgericht nur Eindruck auf die, denen etwas an der Bewahrung ihrer Seele zum Ziel der Vollendung in Gott gelegen ist. „Sollen wir in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde? Das sei ferne! Wie sollten wir in der Sünde wollen leben, der wir abgestorben sind? Also haltet euch dafür, daß ihr der Sünde abgestorben seid, und lebt Gott in Christus Jesus, unserm Herrn." (Röm. 6, 1. 2. 11)

Niebergall

Das Christentum der evangelischen Kirche unsrer Tage und die religiöse Stimmung der ersten Gemeine Jesu

Erste Hälfte

Mehr als sonst hat sich in unsrer Zeit der von frühern Vorurteilen befreiten Betrachtung der heiligen Schriften des Neuen Bundes die Wahrnehmung aufgedrängt, daß sich eine weite Kluft aufthut zwischen dem gegenwärtigen Christentum der großen evangelischen Kirchen, auch der ernstesten und aufrichtigsten, und der Stimmung, die in den Anfangszeiten Jesu Gemeine getragen, begeistert und zum Siege über die Welt geführt hat, und daß die unwiderrufliche Veränderung der menschlichen Verhältnisse nicht gestattet, sie zu schließen. Dort eine kleine, eng verbundne Gemeine, die in wenig Jahren einen entscheidenden Abbruch aller vorhandnen Weltzustände zu erleben hoffte, die unverwandt in die lichte Herrlichkeit ihres verklärten Königs schaute und seiner harrte und der Welt Leiden und Herrlichkeit für nichtig achtete gegenüber dem Himmlischen, das durch Gottes Wundermacht offenbar werden sollte. Hier eine Kirche von vielen Millionen, die nun schon seit fast zwei Jahrtausenden in einer Welt zu leben und an ihr zu arbeiten hat, die kein Wunder Gottes für sie zum Himmelreich verwandelt, zwischen deren Gegenwart und dem Abscheiden des Herrn von der Erde kaum ein kleinerer Zeitraum liegt, als die Tage von Abraham bis zu Jesus, und die sich unzweifelhaft die Aufgabe gestellt sieht, den Geist Jesu in den gegebnen irdischen Verhältnissen zu offenbaren und sein Reich inmitten der Reiche der Erde zur Geltung zu bringen. Wir dürfen uns nicht wundern, daß auch ernsthafte und treue Christen sich besorgt fragen: Ist denn unser Christentum überhaupt noch das Christentum der Bibel? Am wenigsten darüber, daß Spott und Unverstand der Gegner des Christentums, vor allem seit Schopenhauers Zeit, mit Vorliebe behaupten, daß das Christentum eigentlich gar nicht unter uns lebe. Sein eigentliches Wesen sei die Weltverneinung, die pessimistische Verachtung des Diesseits. Neben der buddhistischen Verzichtleistung auf das Dasein gebühre ihm seine Stelle in der Religionsgeschichte. Das Christentum, wie die Reformation es ausgestaltet hat, sei eine moderne Entartung ohne Recht, während der Katholizismus wenigstens in seinem Mönchtum und seiner Askese die echten Spuren des ursprünglich christlichen religiösen Charakters bewahrt habe. Jedenfalls wird denkenden Christen auch ohne besondres theologisches Interesse die unbefangne Betrachtung dieser Fragen nicht ohne Bedeutung sein.

1

Die erste Frage muß sein: Gehört der eigentliche Pessimismus, d. h. die Beurteilung des Daseins selbst als eines wertlosen, ja als des großen Grundübels, aus dem man in der Religion Rettung sucht, zum ursprünglichen Christentum, wie zu der Religion des Buddha? Diese Frage aufstellen heißt auch sie verneinend beantworten. Das Neue Testament glaubt nicht, daß die Erlösung vom Dasein, sondern daß das Leben in dem

Erlöser erschienen ist. Das Leben soll denen zu teil werden, die an Christus teilhaben; sie sind aus dem Tode in das Leben gegangen, wenn sie die Brüder lieben. Der Tod ist der letzte Feind, der von dem Leben überwunden werden soll. Wer seine Seele verliert, soll sie finden. Die allerentschiedenste Bejahung der eignen Persönlichkeit und ihres besondern Wertes ist der eigentliche Grundton und Mittelpunkt der ursprünglichen christlichen Frömmigkeit. Nirwana und ewiges Leben, Rettung aus dem unseligen Kreislauf des Daseins und Seligkeit sind einfache und volle Gegensätze. Und darin offenbart sich der Gegensatz der grundlegenden Glaubensgedanken beider Religionen. Der Christ fühlt sich nicht als das unselige Geschöpf seiner eignen Thaten, das in rätselhafter Entwicklung von Uranfang an immer neu zum Leide hervorgebracht wird. Er ist sich das Werk der weisen Allmacht des Gottes, in dem er die Liebe und seinen Vater verehrt. Mögen sich auch Verderben und Unheil in dieses Leben eingedrängt haben, es kann doch selber in seinem innersten Wesen nie etwas andres sein, als von der ewigen Liebe gewollt und zur Grundlage der Seligkeit gegeben. Das Christentum kann sich mit dem eigentlichen Pessimismus nie und unter keiner Bedingung vertragen.

Und doch fehlt es nicht an einem bedeutsamen Wahrheitsmomente in der falschen Behauptung eines christlichen Pessimismus. Den Christen der ersten Zeit erscheint allerdings das sinnliche Leben der Erfahrung, in das der Mensch „nach dem Fleische" verstrickt ist, nicht als wahres Leben, in dem Seligkeit zu finden wäre. Sie sehen darin eine nichtige, vorübergehende Stufe des Daseins, nur das unvollkommne Baugerüst der wahren geistigen Welt. Solange des Menschen Seele von dieser Welt und ihren Trieben, von der Lust der Sinne und dem eigensüchtigen Streben beherrscht wird, solange sie „nach dem Fleische" lebt, ist sie nach allen Schriften des Neuen Testaments in dem Gebiete der Sünde und des Todes, in einem Dasein, über dem das Gericht waltet. Die Herrschaft dieser „Welt" zu brechen, ihren Fluch sühnend an sich zu erleben, aus ihr die Gotteskinder frei zu machen, das ist des Heilands große erlösende That. Ueber diese Welt und alles, was in uns ihr angehört und von ihr beherrscht wird, redet das Neue Testament oft genug in einem Tone, der den entschiedensten pessimistischen Worten des Buddhismus nichts nachgiebt. Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Sie lieb haben, das heißt seinem Gott die Treue brechen. Nicht aus ihr und ihrem Gesetze, sondern aus dem himmlischen Geist, den Jesus in die Welt gebracht hat, entspringt das wahre Christenleben. Und alles, was aus diesem weltlichen Sinne geboren ist, mag es noch so hoch und herrlich erscheinen, alle Weisheit, Kunst und Schönheit der heidnischen Welt hat die Gemeine Christi für Nichts geachtet. Sie sieht es ohne Schmerz vergehen, sobald es den höchsten Zweck gilt, das himmlische Reich Gottes unter den Menschen.

Der Pessimismus in diesem Sinne kann und darf nicht aussterben, wenn das Christentum selbst nicht absterben soll. Wer in weltlicher Weisheit und Zivilisation einen Ersatz für das Eine sieht was not ist, wem Kunst und Glanz des Daseins an die Stelle der Religion treten, wer die Großen und Genialen der Erde neben den Erlöser stellt oder in den Aufgaben der Kultur und des Staates das wahre Wesen des Gottesreichs für die Menschen unsrer Zeit sieht, der hat in der That aufgehört, ein Christ im Sinne des Neuen Testaments zu sein. Und wenn er ehrlich ist, muß er sich sagen, daß er überhaupt eine neue — religiöse (oder unreligiöse) — Weltanschauung besitzt, gegen die sich das Christentum der Apostel mit ebenso großer Entschiedenheit gewendet hätte, wie einst gegen hellenische Kunst und Weisheit.

2

Aber es wäre doch völlig ungerecht, um dieses unverlierbaren Charakters willen dem Christentum eine pessimistische Weltanschauung zuzuschreiben. Die Welt als Gottes Werk, die er als Grundlage seiner Gedanken gewollt hat, erscheint dem Neuen Testament immer und ausnahmslos als „gut." Wenn noch im Zeremonialgesetze des Alten Testaments in der Verwerfung einzelner natürlicher Dinge und Gebiete ein Rest von dualistischer Vorstellung nachklingt, so hat ihn das Christentum mit Ent-

schiedenheit von sich abgestoßen. Es giebt nichts Unreines im Leben der Natur. Was in den Mund eingeht, verunreinigt den Menschen nicht. Die Ehe ist Gottes gute und heilige Ordnung. Die Obrigkeit und das Recht der Erde sind Gottes Wille. Und die Welt erscheint auch als ein Gegenstand der Hoffnung. Denn sie soll zum Reiche Gottes werden und frei sein von Eitelkeit und Gericht. Das Neue Testament redet ganz ohne falsche naturfeindliche Stimmung von dem großen Freudenmahle Gottes, von der verklärten Gemeine in verklärter Form des Daseins. Der Herr hat gehofft, mit den Seinen vom Gewächse des Weinstocks zu trinken in seines Vaters Reiche. Er hat den getreuen Haushaltern neue höhere Aufgaben verheißen. Nur das, was dem Tode, der Eitelkeit, der Sünde angehört, hat keinen Raum in der wahren Gotteswelt des Christentums. Sie soll frei davon werden. So gilt das pessimistische Urteil des ursprünglichen Christentums weder dem Dasein selbst noch der Natur. Es gilt nur dem Zustande, in dem das noch nicht Vollendete als vollendet zu gelten beansprucht und in dem das Mittel Zweck sein will. Es gilt der in der Entwicklung stehenden Welt, die sich dem höhern Gesetze ihrer Entwicklung zum wahren Leben widersetzt, dem „fleischlichen Dasein," das dem Geiste widerspricht. In diesem Sinne allerdings ist die „Welt" und ist „das Fleisch" der Welt das Gebiet der Sünde, des Todes und des Gerichts. An sich ist die Sinnenwelt nur natürlich, vergänglich und dazu bestimmt, verklärt und vergeistigt zu werden. Aber als das höhere Gesetz abweisend ist sie widergöttlich und gerichtet, ist sie das Reich des Todes, und dem Verderben preisgegeben. Jeder, der mit seinem innern Leben ihr angehört, fällt auch mit unter ihr Urteil, d. h. alle natürlichen Menschen, als Adamskinder, die sich in dem Adamswillen gegen das göttliche Gesetz dem Fleische zugewendet haben. Und alles, was aus diesem „Weltsinne" der natürlichen Menschen geboren wird, mag es Genuß und Reichtum, mag es Weisheit und Macht der Welt heißen, das ist im Widerspruch mit dem Willen Gottes und mit den Gedanken Christi.

So kann von einem eigentlich pessimistischen Urteile im Neuen Testament keine Rede sein. Nur die sinnlich-selbstische Richtung des Menschenherzens und ihre Früchte verwirft und richtet es. Nur die Welt, die eine Stufe des Daseins sein sollte, aber sein Ziel und Abschluß sein will, die zum Mittel gesetzt ist, aber als Zweck den Willen der Menschen beherrschen möchte. Das aber ist nicht Pessimismus sondern Idealismus, der in der Welt des geistigen Lebens und in dem, was aus ihr geboren wird, nicht in dem, was das natürliche Dasein an Besitz und Genuß bietet, den wahren Wert des Menschenlebens und den göttlichen Sinn der Welt sieht.

3

Dieser Idealismus war nun allerdings in der Zeit, aus der das Christentum hervorging, bei allen Kulturvölkern, die aus Naturreligionen heraus sich eine philosophische Weltanschauung gebildet hatten, mit einer Verachtung des Naturlebens an sich und mit einer darauf gegründeten weltflüchtigen Lebensrichtung verbunden. Die alte unbefangne Freude der jugendlichen Menschheit an dem Leben mit seinen natürlichen Genußquellen war mit dem jugendlichen Lebensmute versiegt in jenen Jahrhunderten der gebrochnen Volksgeister, des zersetzenden Skeptizismus und des nicht mehr durch ererbte Pietät gebundnen Sittenverfalls. Idealismus und Weltverachtung waren von den Voraussetzungen der Naturreligion aus notwendig verbunden. Denn in ihren Gedankenkreisen mußte auch der Gegensatz von Geist und Natur wieder naturartig gedacht werden, nicht wie ein sittlicher Vorgang, der sich im Willen vollzieht. Israels alte Religion hatte nichts von solcher Stimmung gewußt. Aber in den Jahrhunderten der Religionswende hatte die scheinbare Großartigkeit der Naturverneinung, wie sie der Spiritualismus der griechischen Mischphilosophie predigte, längst auch die edlern Gemüter in Israel mächtig erfaßt, nicht bloß in den Schulen von Alexandria, wo der Verfasser der Weisheit Salomos und Philo ihr Ausdruck gaben, sondern auch bei den berühmtesten Schulhäuptern in Jerusalem. So wäre es an sich nicht unwahrscheinlich, daß auch das beginnende Christentum in diesem Sinne dem Geiste der Zeit seinen Zoll geleistet und seinen Idealismus in naturfeindlichem Sinne ausgeprägt hätte.

Ja es müßte von vornherein unbegreiflich erscheinen, wenn nicht einzelne unter den führenden Geistern des beginnenden Christentums von dieser naturfeindlichen Stimmung mit ergriffen gewesen wären. Sie stimmte in vielen Stücken so gut zu der Erhabenheit und heldenmütigen Entschiedenheit des Evangeliums und war dem heiligen Ernste und dem weltentsagenden Hochsinn der Prediger des Kreuzes so verwandt. In den folgenden Generationen hat sie sich ja unbestreitbar und immer mächtiger zu der Weltanschauung gesteigert, deren Ideal das Mönchtum ward. So wird der Theologe manche Worte des Apostels Paulus kaum lesen können, ohne den Eindruck mitzunehmen, daß auch ihm, wie vor ihm einem Philo, nach ihm einem Origenes, die gegenwärtige „Welt des Fleisches" nicht die ursprünglich gewollte Gotteswelt gewesen ist, sondern eine erst durch die Sünde aus einer geistigen Welt gewordne, die ihrer Erlösung harrt (Röm. 5. 8, 1. Kor. 15). Vielleicht sind ihm Geist und Fleisch nicht bloß sittliche, sondern auch metaphysische Gegensätze gewesen, wie ja z. B. seine Stellung zur Ehe ohne eine solche Stimmung schwer zu verstehen ist. Ebenso ist im vierten Evangelium der Gegensatz der „Gotteskinder," die nicht aus der Welt sind, und der „Kinder der Welt" nicht selten in einer Weise betont, die an die Sprache der spätern Platonischen Schulen erinnert. Aber auch wenn es sich so verhielte, solche philosophische Gedanken haben Nichts mit dem Evangelium zu thun, das Paulus und Johannes vertreten. Auch für den Apostel Paulus ist das Ziel der Frommen „Verklärung oder Auferstehung," also nicht eine Vernichtung der Natur, sondern die Aufhebung des Nichtigen an ihr. Auch ihm ist der rechte Christ gewiß, daß Fleischessen und Weintrinken dem Christentum nicht zuwider laufen, und daß Alles rein ist, was mit Danksagung empfangen wird. Er hat auch da, wo er seine Vorliebe für ein eheloses Leben betont, doch nie dem Gedanken Raum gegeben, daß die Ehe etwa wegen ihres Naturcharakters der christlichen Vollkommenheit zuwiderlaufe. Nur das ist ihm wie allen Christen selbstverständlich, daß der vollkommne Zustand der Verklärten wie mit den Leiden, so mit den gröbern, sinnlichen Bedürfnissen und Freuden der gegenwärtigen Sinnenwelt nicht mehr verflochten sein werde. Auch dem vierten Evangelisten ist wahres Christentum nichts als die Hingabe des Herzens an den Herrn, in dem erlösend und lebengebend das ewige Gotteswort den Erwählten naht, um sie aus den Banden der Finsternis und Lüge, des Todes und Gerichts zu befreien. Und im ganzen übrigen Neuen Testament, in der Predigt des Herrn wie der Seinen, finden wir zwar überall den heiligen Ernst, der sich nicht bedenkt, Alles für das Höchste zu fordern, der die ganze Welt für Nichts achtet gegen das Heil der Seele und nur von Einem weiß, das not thut. Ueberall tritt uns die strenge, heldenmütige, entsagende Entschiedenheit entgegen, ohne die eine sündige Welt nicht geheilt werden kann. Das Kreuz ist die Signatur der neuen Religion. Aber wie der Heiland selbst Nichts von dem naturfeindlich düstern Sinne des Täufers hat, sondern unbefangen an reiner irdischer Freude sich beteiligt, wie er aus der Natur seine wunderbaren Bilder für die Geschichte der Seele entnimmt und das Glück der Verklärten gern mit den Freudenstunden vergleicht, in denen die Menschen hienieden zu gemeinsamem Genusse verbunden sind, so wissen auch die Seinen Nichts davon, daß sich Natur und Sünde, reine Erdenfreude und fleischliche Gesinnung irgendwie decken müßten. Sie predigen die Vergänglichkeit des Weltlichen, aber nicht die Verwerflichkeit der Leiblichkeit. Die Auferstehung des Leibes ist die gemeinsame Christenhoffnung, und gerade diese Hoffnung war der naturfeindlichen heidnischen Weisheit jener Tage kein geringeres Aergernis als das Kreuz. Die Jünger hofften ihren verklärten Herrn wiederzusehen und mit ihm vereint zu leben, in Leiblichkeit, wenn auch in einer verklärten, dem Tode entnommnen — auf der Erde, wenn auch einer zu Paradiesesvollkommenheit gewandelten. Auch im Sinne des naturfeindlichen Idealismus der Zeit ist also das Christentum keine pessimistische Religion.

4

Aber wenn das ursprüngliche Christentum nicht pessimistisch genannt werden darf, so war es doch vielleicht in einer Weise

jenseitig gestimmt, die sich mit der „Diesseitigkeit“ des modernen evangelischen Christentums grundsätzlich nicht vereinigen läßt? In gewissem Sinne ist das zweifellos wahr. Das Himmelreich, dessen Verkündigung das Evangelium des Herrn und der Seinen war, ist für sie ohne Frage zunächst ein Gegenstand der Hoffnung. Es erscheint als Verklärung der Gläubigen und als Veränderung ihrer Daseinsbedingungen durch eine Wunderthat Gottes. Es erscheint als die Vollendung der Geschichte, die seine Macht den Menschen bringen kann, als das Hochzeitsmahl, das er seinem Sohne giebt, wenn er vom Himmel als König in Macht offenbart wird. Alle Schriftsteller des Neuen Testaments schauen unverwandt auf das Kommen dieses Reichs und auf die herrliche Offenbarung des auferstandnen Gekreuzigten. Sie ist ihnen der Gottesmorgen, der bald anbrechen soll, und dessen Strahlen schon in Hoffnung die Nacht der Verfolgung und der Leiden vergolden. Die ersten Menschenalter der Christenheit haben durchaus in der Stimmung eines brennenden Verlangens gelebt. Was bis dahin auf Erden sich gestaltete oder geleistet ward, das erschien ihnen wertlos gegenüber der großen entscheidenden Wandlung, die kommen sollte. Nur Eins hatte Wert für sie, sich aus der Welt des Gerichts retten zu lassen und für die Welt bereit zu sein, die da kommen sollte. Erst langsam und mit innern Kämpfen verstand die Kirche, daß sie nach Gottes Willen in einer langen irdischen Geschichte selbst als eine weltumwandelnde Kraft wirken, daß sie eine Großmacht auf Erden sein sollte. Die Propheten und Schwärmer des „Montanismus“ im zweiten Jahrhundert haben gewiß in ihrem Widerspruche gegen diese Umwandlung das ursprüngliche Wesen des Christentums gegen Verweltlichung zu schützen gemeint. Sie haben in den Visionen ihrer Parteigenossen und in den Apokalypsen wertvollere Wegweiser zum wahren Ziele gesehen, als in der Thatsache der immer mächtiger auf Erden sich auswirkenden Kirche.

Diese Stimmung ist aus der Christenheit unsrer Tage und insbesondre aus der evangelischen Kirche verschwunden, wenn wir von Sektirerkreisen absehen, die sie künstlich in sich erwecken, ohne doch jemals selbst in ihrer eignen Mitte die gesunde, das ganze Leben beherrschende Gewalt dieses Lebens weiterhin festhalten oder beleben zu können. Uns allen ist das Christentum zuerst einer der großen entscheidenden Faktoren in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit auf Erden, und wir wissen auch als Christen unsre Lebensaufgabe unauflöslich mit dem verwachsen, was die nichtchristliche Menschheit als ihre Arbeit und Freude, ihre Sorge und ihre Not auf dieser Erde auf sich zu nehmen hat. Ist darum das Christentum der gegenwärtigen evangelischen Kirche eine Entartung und Fälschung der ursprünglichen Religion Christi? Hat das echte Christentum seine wahren Vertreter und Bekenner in den schwärmerischen Kreisen, die sich von apokalyptischen Hoffnungen nähren?

Man könnte vielleicht so urteilen, wenn dieses Hinausblicken auf eine wunderbare Wendung der Dinge das entscheidende Neue gewesen wäre, was Jesus in die Welt gebracht hat. Dann wäre unser Christentum wirklich nicht mehr in vollem Sinne das seine. Aber so gewiß die Sonne der Hoffnung die Weltanschauung Jesu und der Seinen überall beleuchtet und sie zu dem macht, was sie ist, — das Neue, Erlösende, Weltbewegende, was er brachte, ist doch nicht dieses Hoffnungsbild. Das hat er ja mit seinen Stammesgenossen geteilt, die ihn von sich wiesen. Und es war in den ersten Zeiten das Eigentum der jüdischen Schule wie der christlichen Kirche. Das Neue, Weltumwandelnde ist das, was Jesus selbst in das Leben der Erde hineingebracht hat, als einen Samen himmlischen Lebens und als Sauerteig, der den Teig der Menschheit durchdringen soll. Es ist das, was Jeder sich selbst zu eigen machen muß, indem er sich der Person Jesu erschließt, als den verborgnen Schatz, als die köstliche Perle. Es ist das, was Jesus allein in seinem menschlichen Herzen als das Geheimnis seines Lebens besaß, die Kindesliebe zu Gott, die nicht zweifelt und nicht fürchtet, die Liebe zu den Brüdern, die stand hält bis zum Kreuze, der reine demütige Sinn, der nicht mit Gott rechnet, sondern an seine Gnade glaubt, die innere Wahrhaftigkeit, die sich nicht mit äußerm Werk und Gesetzesbuchstaben begnügt, sondern in des Herzens tiefste Wurzeln eindringt. Wo dieser Sinn ist, da ist auch das Himmelreich „mitten unter den Menschen,“ die es nicht verstehen. Es ist da, als eine verborgne und doch so unvergleichlich wirkliche Macht, die der Menschen Herzen umgestalten soll, daß sie mit Gott versöhnt und Genossen seines Lebens werden und die Welt verwandeln, damit sie wie der Himmel werde, zur Stätte, wo Gottes Wille geschieht. Das Hoffnungsbild ist doch im Grunde nur der Ausdruck des Glaubens an den Sieg, den Gott diesem Leben geben wird, das von ihm kommt. So sieht doch auch der Apostel Paulus den wahren Inhalt des Christenlebens nicht in der Weltveränderung, der er entgegenharrt, sondern in der Gewißheit, daß der Christ in seinem Erlöser einen gnädigen Gott gefunden hat, und damit Rechtfertigung, Frieden und einen neuen, aus einer andern Welt gebornen Geist, der ihm die Kraft der Heiligung giebt, die Freudigkeit in aller Not und allem Elend des Lebens und die sichere Hoffnung, in deren Kraft er mit gleicher Freude Tod und Leben hinnehmen kann, wie es seines Gottes Wille ist. Es giebt kein Buch des Neuen Testaments, in dem dieses Wertverhältnis nicht das gleiche wäre.

5

So ist allerdings Manches, was sich in unsrer Zeit christlich nennt, in Wirklichkeit nicht mehr das ursprüngliche Christentum. Das gilt von Jedem, der die entscheidende Bedeutung seines Lebens in der diesseitigen Welt der Sichtbarkeit sieht und nichts von einem ewigen Ziele der Persönlichkeit weiß, in dem sie frei von Sünde und Tod, frei von dem Kampfe mit den Gewalten einer noch nicht vollendeten Welt geworden ist, was sie sein soll. Das gilt von Jedem, der das Ziel der menschlichen Geschichte nur in dem findet, was die Menschheit aus eigner Kraft und Weisheit auf dieser Erde schafft, nicht in einer Verwirklichung ewiger Gedanken Gottes, der den innern Sinn der Weltgeschichte nicht in einem Reiche Gottes erblickt, sondern nur von einer stets unvollendeten, im letzten Grunde ergebnislosen Sisyphusarbeit der Menschen weiß. Es gilt von Jedem, der die höchste Entfaltung der Menschheit von Jesus losgerissen denkt, sodaß nicht Jesu Persönlichkeit darin zu voller Offenbarung kommt, daß nicht sein Geist sich als der mächtigere erweisen soll gegenüber den bösen und den edlen Geistern des natürlichen Lebens. Alle, die so denken, mögen ja vom Christentum noch viele wertvolle Bestandteile in ihr geistiges Leben herübergenommen haben. Aber sie haben das Christentum nicht mehr, das Jesus in seinem Leben und Sterben geschaffen, und in dessen Kraft die Kirche der Märtyrer die Welt überwunden hat. Aber die evangelische Kirche, die aus der Reformation erwachsen ist, kann sich getrost eine echte Erbin des Christentums nennen, so zweifellos auch das ursprüngliche Bild der christlichen Hoffnung sich für sie verändert und die Bedeutung des Diesseits und seiner Aufgaben für den Christen sich unvergleichlich gesteigert hat. Denn die echte Jenseitigkeit der religiösen Stimmung, das Hinausblicken über die zeitlichen Entwicklungen des Erdenlebens hin auf den Sieg der Gemeinde Jesu durch Gottes allmächtige Führung und durch die Offenbarung Christi fehlen keinem ihrer echten Kinder. Und wenn evangelische Christen sich in ihrer Arbeit und ihrem Interesse an die Aufgaben des Diesseits gewiesen sehen, so geschieht es im Hinblick auf unsichtbare ewige Ziele und im Vertrauen auf Kräfte der ewigen Welt, die von Jesus ausgehen. Ihre Sittlichkeit wie ihre Religion ist nicht weniger „jenseitig“ als die des beginnenden Christentums.

Hermann Schultz

Johannes Goßner

5

In Düsseldorf setzte er seine Weise fort und hatte auch hier mehr Zulauf von Protestanten als von Katholiken. Doch war Goßner dort nicht am Platze; sowohl unter den Geistlichen als auch unter katholischen Staatsbeamten (darunter war der später viel genannte Geheimrat Schmedding) hatte er einflußreiche

Gegner, die auch seine Berufung an die neugegründete Universität Bonn zu hintertreiben wußten.

Im fernen Rußland war der Selbstherrscher Alexander I. ein Mann von überströmendem Herzen, erfüllt von den schwärmerischen Ideen der merkwürdigen Frau von Krüdener und des rätselhaften Jung-Stilling. Man träumte von der Wiedervereinigung der Konfessionen. Schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an hatten sich nach Rußland auf Geheiß der Regierung Tausende von deutschen Ansiedlern begeben, die meist zu großem Wohlstand gelangten, sich weitgehender Selbstverwaltung und religiöser Freiheit erfreuten.

Die katholische Kirche hatte seit dem Tode der zweiten Katharina gute Tage. Kaiser Paul wünschte die Uebersiedlung des Papstes in das Ostreich und plante eine Vereinigung mit der römischen Kirche.

Andrerseits hatten die Freiheitskriege den Russen in Deutschland viele Herzen gewonnen, und das schwermütige Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden" blieb bei uns lange unverklungen. In wissenschaftlicher Beziehung war Rußland eine Art Hinterland von Deutschland, dessen Kopfarbeiter an der Petersburger Akademie, den Hoch- und Mittelschulen des Landes häufige Verwendung fanden. Besonders war Rußland längere Zeit hindurch eine Zufluchtsstätte für gelehrte katholische Expriester. Dieses Land mit seiner internationalen Residenz schien ein geeignetes Feld für den interkonfessionellen schwäbischen Priester, dessen Name dort schon bekannt war. Sein Landsmann, Gesinnungsgenosse, Amtsbruder und Freund, der schwärmerische Ignatius Lindl befand sich schon in Petersburg, war aber schon nach kurzer Zeit im Begriff, seine Stelle an der Maltheserkirche niederzulegen, um unweit Odessa eine auf Gütergemeinschaft (nach Art der ersten Christen) beruhende Niederlassung von süddeutschen Katholiken und Protestanten zu gründen. Lindl wurde das geistliche und weltliche Haupt der neuen Gemeinde, die später jämmerlich zu Grunde ging. Er selbst, bald des Landes verwiesen, setzte sein schwärmerisches Treiben im Wupperthale fort und zehrte so seine reichen Gaben unnütz auf.

Kaiser Alexander I. ließ bei Goßner anfragen, ob er geneigt sei, Lindls Nachfolger in Petersburg zu werden. Er sagte zu. Auf der Reise nach Rußland wurden in Berlin Schleiermacher, Jaenicke, der Prediger an der böhmischen Kirche, Baron von Kottwitz, „der Erweckten Patriarch", und ähnliche Leute, aber keine Katholiken aufgesucht.

Auch in Petersburg bethätigte Goßner seinen Seelsorgeifer, ohne Unterschied der Konfession. Zahlreiche Zuhörer stellten sich ein. Außer den gewöhnlichen Gottesdiensten fanden häufige Erbauungsstunden statt. Hierfür genügte der enge Raum der Maltheserkirche nicht, weshalb Goßner ein großes Palais überlassen wurde.

Die lutherischen Pastoren sahen etwas scheel auf den fremden Ankömmling, der ihre Kirchen entvölkerte und eine religiöse Erneuerung bei den Christen herbeiführte. Mit den russischen Geistlichen, soweit sie des Deutschen kundig waren, stand Goßner auf gutem Fuß. Auch einige seiner Schriften wurden ins Russische übersetzt. Zu den katholischen Amtsbrüdern war das Verhältnis natürlich gespannt; sie hielten die Berufung eines Ausländers für eine Ungerechtigkeit und waren überdies zum großen Teil völlig in der alten Denkweise befangen. Amtshandlungen, von wenigen katholischen Taufen abgesehen, verrichtete Goßner in Petersburg nicht.

Am Schlusse seiner Regierung wandte sich Alexander I. immer mehr von der westlichen Aufklärung ab, und das Altrussentum gewann an Einfluß. Goßner war in seinen Urteilen oft unvorsichtig, beleidigte die russische Volksart durch Ausfälle auf die Muttergottesverehrung; seine Schriften erschienen bedenklich. Bald galt er als Methodist, bald als Illuminat, bald gar als verkappter Jesuit. Schließlich wurde er des Landes verwiesen.

6

Mit Schmerzen sahen ihn seine zahlreichen Anhänger scheiden. Die Petersburger Wirksamkeit (1820—24) galt Goßner immer für eine goldne Zeit, und lange hielt er noch an der Hoffnung auf Rückberufung fest. Brieflichen Verkehr mit den Petersburgern

hat er fast bis an sein Lebensende gepflegt. Von seinen Freunden und selbst vom Zaren reichlich mit Geldmitteln versehen, langte Goßner in Berlin an, siedelte aber bald nach Altona über, wo er für die Petersburger bestimmte Predigten abfaßte und religiöse Vorträge hielt. Zu der in christlicher Liebesthätigkeit so eifrigen Amalie Sieveking und andern edlen Seelen trat Goßner in nähere Beziehungen; er beteiligte sich lebhaft an der Gründung einer protestantischen Krankenpflegerinnenvereinigung. Im Jahre 1832 entstand ein solcher Verein in Hamburg, einen selbständigen gründete Goßner 1834 in Berlin.

Aber auch in Altona sagte es Goßner nicht zu, er siedelte nach Leipzig über, wo er für den Verlagsbuchhändler Tauchnitz thätig war. Seine Auslegung des Neuen Testaments, das „Schatzkästlein," das in Petersburg herausgegebne Gesangbuch machten seinen Namen weit bekannt. Die Goßnerschen Schriften zeichnen sich durch einen frischen, volkstümlichen, nie platt werdenden Ton aus, verraten reiche Schriftkenntnis, schöpfen aus den Geisteslehrern alter und neuer Zeit, enthalten reiche Lebens- und Herzenserfahrung und werden noch jetzt viel gelesen. Auch der Briefwechsel mit den priesterlichen Freunden in der Heimat wurde fortgesetzt. Sailer mahnte ihn aus der Ferne zur Rückkehr in kirchliche Bahnen. Er aber setzte in Leipzig das Konventikelwesen fort, was zuletzt die Polizei zum Einschreiten veranlaßte. Schließlich wurde ihm der Aufenthalt im Sachsenlande untersagt.

Auch bei den Herrnhutern fand er keine bleibende Stätte; das Los, das er wegen seines geplanten Uebertritts zur Brüdergemeine befragte, fiel auf „Nein."

Auf dem schlesischen Schlosse des Grafen von Reuß in Jänkendorf vollzog sich endlich sein förmlicher Uebertritt zur preußischen Landeskirche. Dieser Schritt fiel ihm schwer; seine Briefe geben hierüber kaum eine Andeutung. Aber es drängte den unermüdlichen Prediger nach geordneter Thätigkeit. Schwierig genug war es für ihn, sie zu erlangen. Eine alte Verfügung untersagte die Anstellung übergetretner katholischer Priester im preußischen Kirchendienste. Durch königliche Kabinettsordre wurde zwar jene Verfügung für Goßner aufgehoben, aber er mußte seine Tauglichkeit für das Predigtamt durch eine ordnungsmäßige Prüfung darthun. Wochenlang schwankte er, was er thun sollte. Schließlich wurde der vierundfünfzigjährige Kandidat auf Grund der gut bestandnen Prüfung für wahlfähig erklärt. Einer Freundin schreibt er darüber:

> Nun danken Sie mit mir, ich bin nun consistorialiter erklärt, daß ich predigen darf und kann — nun hab ich den Schlüssel zu den lutherisch-evangelischen Kanzeln gefunden, und den zu den katholischen haben sie mir genommen. Ich hätte lieber beide gehabt; aber das dulden die Menschen nicht.

Im Jahre 1828 wurde Goßner Hilfsprediger und 1829 Prediger an der Böhmischen Kirche, als Nachfolger des greisen, frommen Jaenicke. Er entfaltete die regste Thätigkeit auf dem Gebiete der innern und äußern Mission. Seine Verdienste um letztere sind weltbekannt. Als Siebzigjähriger erlernte er das Englische, um Missionsberichte übersetzen zu können. Noch wirkt mit großem Erfolge die Goßnerische Missionsanstalt, über deren weitverzweigte Arbeiten die Schriften von Professor Plath Aufschluß geben. Was die Predigten betrifft, konnte kaum ein Berliner Prediger sich an Bedeutung mit ihm messen. Ohne seine Eigenart zu verleugnen, verstand er auf gekrönte Häupter (Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin) wie auf das niedre Volk nachhaltig einzuwirken.

Bald wurde dem jahrelang an selbständiges Wirken gewöhnten Schwaben die konsistoriale Leitung der Kirche zuwider. Ein hohes Konsistorium, in dem Rationalisten, Freimaurer und Lichtfreunde saßen, hemmte durch seine kleinlichen, engherzigen Verordnungen nur die freie, ins Weite gehende Entwicklung der Kirche. Ein baltischer Pastor Schilling äußert sich über die Stellung Goßners zum Kirchenwesen:

> Wer bei ihm Stärkung seiner Hoffnung in Beziehung auf den Wiederaufbau der Kirche erwartet, der wird sich bei ihm mehr getäuscht finden als irgendwo. Die Kirche liegt ihm als Trümmerhaufen darnieder, an der eine wiederauferbauende Hand anzulegen ist. „In der Bibel steht ja nichts von Landeskirchen, das ist dummes Zeug."

Goßner gab sich auch große, aber vergebliche Mühe, die

böhmische Kirchengemeinde von konsistorialer Leitung loszubringen. Ueberhaupt fehlte es dem steifnackigen schwäbischen Alten nie an Reibungen mit der Kirchenbehörde. Er war eine zu selbständige, subjektive Natur, schwer einzugliedern irgend welcher kirchlichen Gemeinschaft. Darum trat er auch aus dem Berliner Missionsverein und gründete einen neuen. Ebenso verließ er die Berliner Bibelgesellschaft, die Synagoga profanorum et plebejorum, sine numine et sine lumine*), die ihre Sitzungen nur mit einem stillen Gebet eröffnete.

Manchmal verdroß es den greisen Prediger stark, bei der Kirchenleitung so wenig Verständnis und Anerkennung zu finden; Rom würde ihm für gleiche Wirksamkeit den Kardinalshut gegeben haben. Im Jahre 1846 trat er in den Ruhestand, um den Rest des Lebens freier Thätigkeit auf dem Gebiete der innern und äußern Mission zu widmen. König Friedrich Wilhelm IV. sprach ihm für seine Wirksamkeit in und außer Berlin hohe Anerkennung aus.

7

Im Jahre 1857 wurde der vierundachtzigjährige Dulder heftig von einem Blasenleiden geplagt, das er mit großer Geduld ertrug. Schon war ihm seine treue Herzensfreundin Ida Bauberger ins Jenseits vorausgegangen. Vereinsamt stand der Greis jetzt da, alle Freunde waren abgeschieden, auch er sehnte sich nun nach der bessern Heimat. Am 30. März 1858 verschied Goßner. Sein Leichenbegängnis fand unter zahlreicher Beteiligung aus allen Kreisen statt. An der Seite von Ida wurde er bestattet.

Es ist nicht leicht, Goßner unbefangen zu beurteilen. Mit der Bewunderung, die Dalton seinem Helden und dessen Kreise zollt, und seiner protestantischen Geringschätzung der Gegenseite ist es nicht gethan. Wie stand Goßner nach seinem Abgang aus Düsseldorf — also in den letzten achtunddreißig Jahren seines Lebens — zur katholischen Kirche? Wohl äußerte er sich in München und Düsseldorf mitunter feindlich über das Konkordat und die ihm unsympathische Art der Mönche, allein diese Worte entstammten doch mehr einer begreiflichen Verbitterung und waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. In seinen Schriften dürften sich kaum gehässige oder polemische Stellen gegen die Mutterkirche nachweisen lassen. Ronges Auftreten erschien dem Alten nur als Verneinung des Christentums.

Blieben nun bei dem ehemaligen Priester gar keine Anklänge aus dem Katholizismus zurück? Schwer genug war ihm der Uebertritt geworden; und auch dann zählte er nicht zu den begeisterten Renegaten, sondern blieb zeitlebens ein Suchender.

> Er steht in seinem gegenwärtigen Verhältnis fast in keinem Gemeinschaftsverbande mit der Kirche oder seinen Amtsbrüdern, zur Gemeinde aber durchaus als Priester. Das hierarchische Element ist aus seinem frühern Verhältnis mit hinübergegangen, wie das aus der kurzen, wortkargen Art, wie er mit ihnen umgeht, deutlich hervorgeht. Aber eben dieses Rigorose fesselt die Gemüter an ihn, da er ebenso streng als asketisch gegen sich selbst ist. (Schillings Reisetagebuch von 1840.)

Es fällt dem Menschen schwer, ganz mit der Vergangenheit zu brechen. Ueberdies läßt die klerikale Erziehung fast immer, sogar in äußern Dingen wie Gesichtszügen und Sprechweise, bleibende Spuren zurück. Goßners Schriften ließen sich mit geringen Aenderungen ganz gut für katholische Leser bearbeiten, denn zum lutherischen oder reformirten Konfessionalismus ist er nie durchgedrungen.

Alles in allem: Goßner war ein sittenreiner, ungemein selbstloser, rastlos thätiger, verinnerlichter, sich schwer dem bestehenden Regimente angliedernder, in ungewöhnlicher Weise Seelen gewinnender und leitender Arbeiter im Reiche Gottes; sein Andenken wird unvergeßlich bleiben. Ernst Sartorius

---

Der 31. Oktober, das Geburtsfest der Reformation

1

Wir pflegen den 31. Oktober 1517 als den Schöpfungstag der Reformation zu bezeichnen, und wir erwarten im Gottesdienst am Reformationsfeste eine Bezugnahme auf den Anschlag der 95 Thesen als der Geburtsstunde unsrer evangelischen Kirche. Haben wir ein Recht dazu? Ich meine ein geschichtlich in der Sache liegendes Recht, oder handelt es sich um eine alte Tradition, die man nicht ändern mag, weil derartig im Volksleben Festgewurzeltes sich nicht gut ändern läßt — es stände zu befürchten, daß dann wieder ein Stück Volkskirche verloren ginge —, von der aber der Einsichtige sagen müßte, daß ihr eine Verwechslung von Anlaß und Anfang zu Grunde liegt? Und hätten wir diesen Anfang vielmehr später zu suchen, etwa in der Leipziger Disputation von 1519, die ihn mit einem Schlage zum Heros seines Volks machte, oder in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, die Luther selbst seine „Kriegsdrommete" genannt hat?

Wie einfach, fast schüchtern erscheint dem gegenüber der Anschlag der Thesen an die Wittenberger Schloßkirche! Das Schriftstück war kein politisches Manifest eines revoltirenden Mönchs, sondern die schlichte, in den herkömmlichen Formen sich bewegende Aufforderung zu einer akademischen Disputation. Allerdings merkte man den Sätzen an, daß hinter ihrer gewundnen scholastischen Ausdrucksweise ein im Innersten seines Gewissens beunruhigter, ein nach Klarheit und Wahrheit um seiner selbst und nicht zum wenigsten um der ihm anvertrauten Seelen willen ringender Mensch steckte. „Großer Gott! so irrig werden die deiner Sorge anvertrauten Seelen unterrichtet! Deshalb konnte ich nicht länger schweigen," so schrieb Luther an den Erzbischof Albrecht von Mainz, indem er ihm zugleich andeutete, daß er Klarheit in der noch „zweifelhaften" Frage der Ablässe suche. Allein zeugt diese demütige Zurückhaltung davon, daß es sich um eine reformatorische That handelte? Blickt man hinein in die fünfundneunzig Thesen,*) so kann man leicht den Eindruck gewinnen, es handle sich nur um die Beseitigung von Auswüchsen, die das Treiben der Ablaßkrämer — entgegen der kirchlichen Theorie — veranlaßt habe, zumal ja Luther selbst dem das Anathem androht, der an „der Wahrheit der apostolischen Ablässe" zu rütteln wage (vergl. These 71 und 72). Und wenn nun noch dazu Luther selbst 1520 in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft sagte: „über die Ablässe habe ich vor zwei Jahren geschrieben, aber so, daß mirs jetzt wahrlich leid thut ums Büchlein; denn damals hing ich noch arg abergläubisch an der römischen Tyrannei, daher ich auch der Ansicht war, man solle den Ablaß nicht völlig verwehren" — so scheint es völlig sicher zu stehen, daß es sich um Grundstürzendes nicht handelte, eher um „Mönchsgezänk," wie Ulrich von Hutten und auch Leo X. den Thesenanschlag ursprünglich beurteilten. Es ist in der That weitverbreitete, vielleicht sogar herrschende Meinung, Luther habe nur Mißbräuche der Praxis in seinen Sätzen getroffen, aber nicht einen Eckstein aus dem Gebäude römischen Kirchentums herausgebrochen, mit dessen Fall es unaufhaltsam stürzen mußte, um einem Neubau Raum zu geben. Vertritt man diese Ansicht, so ist man genötigt, die Persönlichkeit Luthers zurücktreten zu lassen hinter den Faktoren der damaligen politischen Lage, des Drängens der Gegner u. s. w., kurz, man kann in dem Ereignis des 31. Oktober nur den Anlaß der Reformation sehen.

2

Um dem Problem näher zu treten, ist ein Doppeltes erforderlich. Erstlich muß die Frage aufgeworfen werden, ob die Entwicklung Luthers bis zum Jahre 1517 es geschichtlich zuläßt, in dem Thesenanschlag den Beginn einer Reformation zu erblicken. Die Frage wird ohne Schwierigkeit bejaht werden dürfen; wer Luthers Psalmenkommentar, die in Betracht kommende Hauptquelle, gelesen hat, wird den neuen Wein, der nur noch in alte Schläuche gepreßt ist, allenthalben gespürt haben und wird es für geschichtlich durchaus begreiflich erklären, daß die gärenden Massen die hemmenden Schranken nachgerade sprengen konnten. Hier herrscht kein Streit. Aber nun erhebt sich die zweite Frage: Traf Luther in seinen Thesen wirklich die

---

*) Die Gemeinschaft der Weltlichen und der Plebejer, ohne Gott und ohne Geist.

*) In deutscher Uebersetzung in Luthers Werken für das deutsche Haus, zweite Auflage, Band 1 S. 106, der Brief an den Erzbischof ebenda, Band 8 S. 316.

römische Kirche selbst? Das heißt, bildete der Ablaß, so wie Luther ihn bekämpfte, ein integrirendes Moment des Kirchenwesens, insbesondre der Bußinstitution? Hier herrschen, wie schon angedeutet, Differenzen. Es gilt noch nicht allenthalben als ausgemacht, wie weit die Kraft der Ablässe reichte, nicht einmal auf evangelischer Seite. Das lebhafte Arbeiten der Kirchenhistoriker gerade auf diesem Gebiete zeigt, daß hier noch manche Frage zu lösen ist. Es widerspräche dem Zwecke eines Gemeindeblattes, in Einzeluntersuchungen einzutreten und etwa die Stellung der einzelnen Forscher zu den in Frage stehenden Problemen vorzuführen*); ein knapp gefaßtes Referat über eine der in Betracht kommenden Arbeiten wird zweckdienlicher sein, sofern es imstande ist, von einem bestimmten Gesichtspunkte aus die ganze Situation zu beleuchten. Unser Referat betrifft das im vergangnen Jahre zur Feier des Reformationsfestes an der Universität Leipzig herausgegebne Programm von Brieger: „Das Wesen des Ablasses am Ausgange des Mittelalters, untersucht mit Rücksicht auf Luthers Thesen." Die geschichtliche Untersuchung Briegers bewegt sich im Rahmen der von uns eingangs nachgezeichneten Fragestellung.

3

Der Ablaß steht im engsten Zusammenhange mit der kirchlichen Bußinstitution, ist aus der Entwicklung der letztern, man möchte fast sagen mit Notwendigkeit hervorgegangen, ist nur ein weiteres Glied in der Kette von Verflachungen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert das sittliche Niveau der Kirche herabdrückten. „Am Anfang — so schreibt der Löwener Professor Latomus, ein Gegner Luthers — wurden die Büßenden vom Gotteshause ausgeschlossen, wenn das Offertorium begann, wie Dionysius [der Areopagite] bezeugt." Er traf das Richtige, sofern man das „am Anfang" nicht pressen will; denn die früheste Stufe schildert Latomus schon nicht mehr. Doch können wir von dieser absehen, da sie völlig verdrängt worden ist. Das Wesentliche an jener Notiz ist, daß die groben Sünder aus der Gemeinde — die verschiednen Abstufungen dieser Ausschließung können wir übergehen — ausgeschlossen wurden, so lange sie nicht gewisse Bußleistungen vollbracht hatten. Es war verhängnisvoll, aber mit dem herrschenden Moralismus gegeben, daß diese Büßungen nicht sowohl als Strafen, die Gott, oder Gott durch die Kirche, über den Sünder verhängt habe, sondern vielmehr als Leistungen, als Genugthuungen, den beleidigten Gott zu versöhnen, gefaßt wurden. Der pädagogische Wert der Leistung trat hinter der Stärkung der Selbstgerechtigkeit zurück, da es letztlich in des Menschen Willen gelegt ist einen gnädigen Gott zu kriegen. Waren die Genugthuungen geleistet, so wurde nach öffentlichem Sündenbekenntnis dem Büßenden Absolution zu teil, er wurde als mit Gott versöhnt in die Gemeinde wieder aufgenommen. An diesem Verfahren änderte sich nichts, als die öffentliche Buße durch die Privatbeichte allmählich ersetzt wurde; nach wie vor erfolgte die Absolution nach Leistung der vom Priester je nach der Größe der Sünde verschieden auferlegten Strafe.

Und doch zeigte sich jetzt eine Schwierigkeit: infolge der Privatbeichte kamen geheime und geheimste Sünden, oft bloße Gedankenregungen zur Kenntnis des Priesters und mußten entsprechend mit Strafen belegt werden; wie, wenn nun der Menge der Bußleistungen für einen Menschen so viel wurde, daß seines Lebens Länge zu ihrer Auslösung nicht reichte? Man bedenke, daß es sich oft um Leistungen von mehrjähriger Dauer für eine Sünde handelte. Oder wenn Krankheit z. B. das auferlegte Fasten unmöglich machte? Diesem Uebelstande half man ab — seit Ende des siebten Jahrhunderts etwa — durch die Einführung von „Vertauschungen," indem z. B. eine auferlegte Wallfahrt nach Rom umgewandelt wurde in eine solche zu einem benachbarten Wallfahrtsort, auferlegtes Fasten in Leistung gewisser Liebeswerke, mitunter auch in Geldzahlung. Man hat in diesen Vertauschungen eine Wurzel oder eine Voraussetzung des Ablasses erblicken wollen, mit Unrecht; denn wenn Ablaß Nachlaß und Ermäßigung bedeutet, so handelte es sich hier prinzipiell um ein Sichgleichbleiben des Strafquantums, dessen Form nur sich wandelte. Praktisch mußten ja freilich diese Vertauschungen als Ermäßigungen empfunden werden, aber theoretisch sollten sie es nicht sein.

Allein bald führte die Kirche als solche auch den thatsächlichen Erlaß in die Bußpraxis ein. Von alters her war es Recht des Bischofs, bei besonderm Bußeifer die Bußzeit dem Pönitenten abzukürzen. So lange das individuell von Fall zu Fall gehandhabt wurde, kann es als Zeichen erzieherischen Taktes gelten, mußte aber zu den schlimmsten Mißbräuchen führen, sobald es generalisirt und damit mechanisirt wurde. Und das geschah seit dem elften Jahrhundert — im Ablaß. „In demselben Augenblick, wo dieser (früher individuell gehandhabte) Strafnachlaß generell erteilt wurde, war der Ablaß da."

Gebunden war dieser Ablaß an gewisse Leistungen, etwa den Besuch einer Kirche zu bestimmter Zeit oder aber an Geldzahlung. Es muß hervorgehoben werden, daß in Frankreich diese Aenderung im Bußwesen erstmalig auftrat, und daß der römische Bischof sie erst verhältnismäßig spät sich aneignete. Schon ging man aber Ende des elften Jahrhunderts so weit, nicht nur einzelne Teile der Bußleistungen zu erlassen, sondern die ganze Buße. Dieser Plenarablaß, d. h. vollkommner Ablaß, erscheint in den sogenannten Kreuzzugsbullen (so genannt, weil sie zum Heereszuge nach dem heiligen Lande aufforderten) erstmalig; gegen die Leistungen der Heerespflicht wurden sämtliche Kirchenbußen erlassen. Daß dieser Kreuzzugsablaß, für den man die zum mindesten mißverständliche Formel: Vergebung der Sünden (nicht Strafen) anwandte, im Volke den Gedanken wachrief, es bedürfe der Buße nicht mehr, liegt auf der Hand. Immerhin hielt sich dieser Plenarablaß noch innerhalb der Grenzen des alten Bußinstituts, die Formel „vollkommne Vergebung der Sünden" sollte der nach geleistetem Bußwerk, in diesem Falle dem Zuge ins heilige Land, erfolgenden Absolution entsprechen.

4

Inzwischen aber erlebte die ganze Bußinstitution einen gewichtigen Umschwung, der im zwölften Jahrhundert sich abschloß. Wachsen der hierarchischen Gelüste, wohl auch Eindringen mönchischer Praxis in die Großkirche, die Entwertung der Bußwerke durch die Ablaßeinrichtung und das doch unstillbare Verlangen des Volkes nach realen Heilsgarantien antiquirten je mehr und mehr das bisherige Verfahren. Nunmehr wurde die Absolution unmittelbar an die auf Reue ruhende Beichte angeschlossen, und der Priester war ihr unumgänglicher Träger, m. a. W. die Bußinstitution wurde Bußsakrament. Die Kirche hatte vollends in die Hand bekommen, was sie bisher mehr oder minder Gott hatte überlassen müssen. Welchen Zweck hatten aber nunmehr die Kirchenstrafen, nachdem der Pönitent in der Absolution der Vergebung seiner Sünden teilhaftig geworden war? Sie waren für ihn überflüssig. Es war ihm möglich, durch beständigen Gebrauch des Bußsakraments beständig seiner Sündenschuld entlastet zu werden. Aber damit ist er noch nicht sofort des Himmels teilhaftig, die göttliche Gerechtigkeit fordert von ihm noch die Leistung der sogenannten „zeitlichen Strafen," d. h. der Strafen des Fegfeuers nach dem Tode. Aber indem sie fordert, schenkt sie zugleich, indem Gott gnädigst gestattet, diese Strafen durch Bußleistungen hier auf Erden oder durch den Ablaß abzulösen. Das Entscheidende dieser neuen Theorie — als ihr Hauptbegründer gilt Abälard — ist also die Beziehung des Ablasses auf die Fegfeuerstrafen; die Kirche, die bisher die von ihr selbst auferlegten Strafen erließ, hat nunmehr Gewalt, die göttlichen Strafen des Fegfeuers durch die Kraft des Ablasses aufzuheben. Aber immer noch war der Ablaß Straferlaß; der Schulderlaß vollzog sich in der Beichthandlung im Bußsakrament. Es erhebt sich die Frage, ob das so geblieben ist.

Im Jahre 1300 erließ der bekannte Papst Bonifaz VIII. die Verordnung, daß wie dieses Jahr, so alle hundert Jahre ein Jubeljahr gefeiert werde, in dem allen Rompilgern allervollkommenster Ablaß, d. h. also Erlaß aller Fegfeuerstrafen konzedirt wurde. Es war „der alte Kreuzzugsablaß in eine

*) Eine vortreffliche Orientirung bietet der Vortrag von Sieffert: Die neuesten theologischen Forschungen über Buße und Glauben, 1896. Inzwischen ist freilich Manches neu hinzugekommen.

neue, den Zeitverhältnissen angemessene Form gegossen," nachdem das Fiasko der Kreuzzüge jenen antiquirt hatte. Es ist bekannt, daß der ursprünglich angesetzte Zeitraum von hundert Jahren für „das Jubiläum" bald auf fünfzig, dann auf dreiunddreißig, endlich auf fünfundzwanzig Jahre beschränkt wurde, und daß schließlich „Rom vor die Thüre der Länder kam," d. h. auch außerhalb Roms jener Plenarerlaß verliehen wurde. Die beschwerliche Wallfahrt nach Rom war damit ersetzt durch einfache Geldzahlung. So konnte man in jedem Jubeljahr, nachdem man zuvor in der Beichte Absolution von der Schuld empfangen hatte, für einiges Geld Erlaß der Fegfeuerstrafen sich erwerben: sich und — seit 1476 — auch Andern, etwa Verwandten und Freunden, die der Ablaßgnade nicht teilhaftig geworden waren und in Fegfeuerqualen schmachteten.*)

Im Anschluß an den Jubelablaß — von einzelnen frühern Fällen abgesehen — taucht nun in Aktenstücken und Privatschriften die Formel auf: Ablaß von Strafe und Schuld. Sie ist die eigentliche Schwierigkeit der ganzen Ablaßfrage; wohl begreiflich, da es sich bisher stets um Strafnachlaß gehandelt hatte, der Schulderlaß aber dem Bußsakrament vorbehalten blieb! Die Kirchen- und Rechtsgelehrten damaliger Zeit differiren in der Auslegung der Formel; kein Wunder, daß die gegenwärtigen es auch thun, katholische wie protestantische. Briegers Erklärung knüpft an eine im Jubelablaß neben dem Straferlaß gegebne sogenannte Hauptgnade an. Dem Käufer des Ablaßzettels war darin gestattet, sich nach Belieben einen Beichtvater zu wählen, der einmal im Leben oder in der Todesstunde ihn von seinen Sünden, auch von den dem apostolischen Stuhle vorbehaltnen Fällen absolvirte — ganz nach Vorschrift des Bußsakraments, daher Reue und Beichte auch erforderlich war. In dieser Hereinziehung des Bußsakraments in die bisherige Ablaßpraxis aber ist nach Brieger das Charakteristische des Jubelablasses und die Erklärung der Formel: von Strafe und Schuld gegeben. Für die Geldzahlung wurde demnach einmal vollkommner Erlaß aller Fegfeuerstrafen gewährt und ferner die Möglichkeit, durch einen Beichtvater nach Wunsch von aller Schuld sich absolviren zu lassen, sodaß man also, aller Schuld und Strafe ledig, getrost sein durfte, die Seele werde in den Himmel kommen. „Also Buße und Ablaß, in Eins zusammengezogen, machen diese höchste, unvergleichliche Gnade aus. Und das Ganze nannte man Ablaß, allervollkommensten Jubelablaß."

5

Nunmehr kehren wir zu der Anfangsfrage zurück: War der Augustinermönch, dessen Thesen ebenso demütig wie doch letztlich entschieden gegen den Jubelablaß Front machten, ein Reformator? Das steht zunächst fest, daß er nicht etwa nur Auswüchse, hervorgerufen durch die Ablaßkrämer, beseitigte; es war eine Selbsttäuschung Luthers, wenn er Papst und Erzbischof freisprechen zu können vermeinte; jene handelten korrekt nach ihrer Instruktion. Und weiter — auch das wird ohne weiteres klar sein, daß Luther eine überaus bedeutsame Reform des sittlichen und religiösen Volkslebens herbeiführen mußte, wenn seine Thesen durchdrangen. Man denke nur, wie einfach die „Versöhnung mit Gott," wie die Instruktion sagte, zu haben war! Allerdings wurde die Forderung der Reue und Beichte gestellt, aber wie konnte sie mit gebührlichem Ernst und Nachdruck erfüllt werden, wenn durch den Ablaßzettel das Beichtkind der seelsorgerlichen Zucht des Parochus entzogen war? Luther wußte davon zu sagen, wie man seinem Dringen auf aufrichtige Sinnesänderung den Ablaßzettel entgegenhielt, der ihn für unzuständig erklärte. Es ist selbst von katholischer Seite zugestanden worden, welch ungeheure Laxheit die Ablaßpraxis mit sich führen mußte; schließlich kam doch alles auf die Geldzahlung an.

Dem gegenüber bedeutete Luthers bekannteste erste These allerdings eine Reformation. Und zwar nicht mehr eine Reformation innerhalb des bestehenden Kirchenwesens, sondern eine Neuschöpfung. Luther hatte mit seinen fünfundneunzig Thesen dem Papst an die Krone gegriffen. Die vom Papste beanspruchte Macht, Bußsakrament und Straferlaß zu einem Ablaß zu verschmelzen, hat er rundweg bestritten. Was Luther selbst am Ablaß gelten lassen wollte, stand in Widerspruch mit der Gesamtentwicklung der letzten drei Jahrhunderte und griff zurück auf die alte, wie er meinte apostolische Praxis: Ablaß solle Erlaß der kirchlichen, nicht der göttlichen, Strafen sein, und — das war das Wichtigste — die Macht der Vergebung der Sünden wurde der Hand der Kirche entwunden und Gott wieder zurückgegeben. Es ist eigentümlich, daß Luther dieselbe Stelle aus Dionysius Areopagita, die sein Gegner Latomus für die Anfangszeit der Bußinstitution in Anspruch nahm, nunmehr für die Apostolizität seiner Anschauung anführt. Und wenn er die göttliche Initiative und die Innerlichkeit der Sinnesänderung zu den entscheidenden Momenten des Bußvorgangs machte, so war das letztlich gleichgiltig, was Luther als Ablaß bestehen lassen wollte. „An ihn konnte sich wenigstens nicht das unselige Mißverständnis heften, als ob er irgend etwas mit unsrer Seele Heil zu schaffen hätte. Denn ohne diesen Ablaß kann man wohl selig werden." Ohne den päpstlichen aber konnte man es nicht.

So war Luther von Anfang an auf der Bahn, die der päpstlichen Gewalt, nicht etwa nur ihrem unglücklichen Mißbrauch durch Andre, entgegenführte; die Leipziger Disputation ist nicht Beginn einer neuen, sondern nur gleichsam Weitung und volle Entfaltung der alten Bahn; der 31. Oktober bleibt mit sachlichem Rechte der Anfang der Reformation.

Walter Köhler

*) Es war also durchaus sachgemäß: Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt. Es ist ausgemacht, daß Tetzel so predigte; er handelte, wie das auch katholischerseits zugegeben wurde, nur seiner Instruktion gemäß.

Die Türken als Kulturvolk

Mit dem Motto des Bismarckschen Diktums: „Die Türken sind die einzigen Gentlemen des Orients" ist kürzlich und zwar bereits in zweiter Auflage (Leipzig, 1898) eine kleine Schrift aus der Feder Dr. Hans Barths erschienen; sie führt den bezeichnenden Titel: „Türke, wehre dich!" und behandelt die neulichen Zusammenstöße der Türken mit Armeniern und Griechen, teilweise auch Kretern. Was die Diplomatie in der griechischen und besonders der kretischen Frage geleistet hat, mag hier dahingestellt bleiben; die Lorbeeren, die sie sich während der armenischen Wirren erworben hat, genügen vollständig, um uns mit Bewunderung über ihre „Erfolge" zu erfüllen; wir bleiben bei diesem Thema stehen.

Der Verfasser entpuppt sich von Anfang an als Freund der Türken und ihrer Politik. Welches Urteil, fragen wir, haben wohl darüber die Fachleute? Ich meine, da herrscht in historischer Beziehung bloß eine Stimme:

Der Verfall des vordern Orients, ja auch Nordafrikas, datirt von der Besetzung dieser Länder durch die Türken. Der verstorbne Orientalist August Müller, der sicher keiner Voreingenommenheit für die Christen zu bezichtigen war, drückt dies in seinem weitverbreiteten Werke: Der Islam im Morgen- und Abendland (Onckensche Sammlung), zweiter Band, Berlin 1898, S. 238 folgendermaßen aus:

> Die jetzt und für alle Zeit die Führung übernahmen, waren eben Türken, das heißt sie spannen lediglich eine andre Nummer desselben Fadens, den die Mongolen zu liefern pflegten. Lange nicht so [aber gelegentlich doch wohl? —] auf Massenmord erpicht wie diese, unter gewöhnlichen Verhältnissen sogar den ruhigen Unterthanen gegenüber von ziemlich wohlwollender Haltung, ausgezeichnet an ihrem Platze, wo es die äußere Ordnung herzustellen oder aufrecht zu erhalten galt, haben sie doch auf die innere Gestaltung des Islams in andrer Art einen fast ebenso unheilvollen Einfluß ausgeübt, wie ihre barbarischen Gegner [die Mongolen]. Wir kennen die Art des Türken; seine beschränkte Geistesart im Allgemeinen, die sich mit ziemlicher diplomatischer Gewandtheit [siehe unten] im Einzelnen durchaus verträgt, hindert ihn eben sowohl, Einsicht in die Bedürfnisse eines umfangreichen Staatswesens zu gewinnen, wie sie ihn vermöge seiner blinden Anhänglichkeit an das überlieferte sunnitische Dogma jeder Aeußerung selbständigen Denkens feindlich entgegentreten läßt. Der Mongole reißt die Städte nieder und schlachtet die Einwohner ab; unter der Herrschaft des Türken verfallen jene und versiegen diesen allmählich die Quellen des Wohlstands, wie die lebendigen Wasser geistiger Regsamkeit u. s. w.

Zu dieser auch jetzt noch passenden Charakteristik des geistigen Wesens der Türken gehört vor allem noch, daß sie es von jeher vortrefflich verstanden haben, im Trüben zu fischen, d. h. sich dadurch oben zu erhalten, daß sie Zwietracht säten und die einen ihrer Unterthanen gegen die andern ausspielten. Als Meister in der Diplomatie haben sie sich von jeher — man braucht dazu nur ihre Geschichte zu verfolgen — dann erwiesen, wenn es galt, Unterthanen, die ihnen zu mächtig waren oder vor allem auch sich bloß geistig überlegen zeigten, durch andre in Schach halten, demütigen oder dezimiren zu lassen. Stets zu jeder Treulosigkeit, die politisch nützlich war, bereit, zeigten sie sich stark in Versprechungen, die sie nicht zu halten gesonnen waren; ihr „Morgen“ (solls geschehen) ist berüchtigt im Sinne von Niemals. Das hat sich das Abendland Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch gefallen lassen: das ist wohl für den „Gentleman“ in der Politik bezeichnend?

Etwas Weniges von allen den berühmten, längst auf dem Papier stehenden Reformen ist ja in der That zur Ausführung gekommen; aber nicht viel, und je weiter eine Provinz von Stambul entfernt oder sonst schwer zugänglich ist, desto weniger. Auf die Besserung der militärischen Verhältnisse sind allerdings hohe Summen verwendet worden, und die deutschen Instruktoren haben große Erfolge erzielt. Trotz diesen Reformen ist die Türkei dennoch im Grunde ein mittelalterlicher Staat. Wie wenig ist z. B. noch für Wegbauten und selbst für Industrie gethan worden! Der Staat hat dort noch nicht das Bewußtsein, daß er für das Wohl der Unterthanen zu sorgen verpflichtet ist; ebensowenig haben glücklicherweise für den Staat die Unterthanen, falls sie nicht mit Europäern in nähere Berührung gekommen sind, ein Gefühl dafür, daß sie gewisse Ansprüche an den Staat zu machen berechtigt sind. Vor allem ist der türkische Staat immer noch thatsächlich auf dem Prinzip des Islams aufgebaut, wofür wir unten einen Beleg finden werden. Der Islam sitzt tief und regt sich in unserer Zeit stärker denn je, hauptsächlich in den untern Volksklassen. Daß die Türkei viele christliche Beamte anstellt, ist uns wohl bekannt, hindert uns aber nicht an der Behauptung, daß zu der Zeit, als der Schreiber dieser Zeilen im Orient und zwar unter dem Volke, nicht als Gast der Behörden lebte, sich der Gegensatz zwischen Muslimen und Christen sehr stark fühlbar machte. In kurzer Zeit wird dies nicht verwischt worden sein; man befrage heute die in der Türkei angesessenen Europäer, die Land und Leute kennen. Von einer Aufhebung der Konsulargerichte, davon, daß die Fremden den türkischen Gerichten unterstellt werden könnten, kann nach allgemeinem Urteil noch lange keine Rede sein, weil kein Zutrauen zu den türkischen Behörden da ist, auch kein Vertrauen auf einen konsequenten, wenn auch noch so langsamen Fortschritt. Im Gegenteil: man erwartet vielmehr, daß die Zerbröcklung der Türkei, wie sie thatsächlich auf europäischem Boden begonnen hat, sich weiter fortsetze. Dies zu verhindern, ist bekanntlich die Parole der Diplomatie; weil keine Macht der andern einen Vorteil gönnt, weil ein Krieg unter allen Umständen vermieden, weil der Status quo aufrecht erhalten werden soll, müssen — das ist der kühne Schluß — die gegenwärtigen Zustände der Türkei dem großen Publikum als durchaus normale, ja möglichst ideale geschildert werden; es darf ja nicht zugegeben werden, daß dies und jenes faul sei.

Dieser Aufgabe kommt nun auch Herr Hans Barth mit absolutestem Vertrauen in seine türkenfreundlichen Quellen und mit eminentem Geschick nach. Indem er aus Prinzip die Berichte der Türken als allein zuverlässig und ihre Auffassung als allein glaubwürdig betrachtet, stellt er die armenischen Wirren so dar, daß überall die Armenier, teilweise durch die Engländer ermuntert und durch das sogenannte Hintschakomitee dazu ermutigt, mit Revolution gegen die trefflichen türkischen Behörden begonnen und dafür ihre richtige Strafe erhalten hätten; alle die Greuelszenen, die den Türken zur Last fallen, waren nach Dr. Barth bloß Abwehr. Wer nun auch nur einigermaßen die Armenier kennt, oder gar wie der Verfasser dieser Zeilen eine Weile unter ihnen gelebt hat, weiß genau, wie thöricht dieses Geschwätz von vornherein ist; die Armenier sind viel zu friedfertig, ja auch zu klug, um sich den Türken und gar den Kurden — einem geradezu scheußlichen Volk — ans Messer zu liefern. Es ist sehr bequem, die Armenier samt und sonders als Betrüger und Wucherer hinzustellen. (Konsequenterweise müßte übrigens Herr Dr. Barth, wenn es wirklich so wäre, auch für Judenhetzen schwärmen!) Wir haben in der That bessere Erfahrungen gemacht und unter den Armeniern eine Reihe strebsamer, geistig hochgebildeter Leute kennen gelernt. Unzweifelhaft sind die Armenier, unter denen es kaum Analphabeten giebt, den Türken an geistiger Bildsamkeit weit überlegen; das ist für die Türken Grund genug, sie zu hassen.

Ganz besonders wird von Dr. Barth die Stellung der protestantischen Mission angegriffen; es steht ihm von vornherein fest, daß von England aus mit Hilfe von Missions- und Bibelgesellschaften bloß Mord und Brand gezüchtet worden sei. So wenig ich für die Bestrebungen eingenommen bin, unter fremden Völkern Propaganda für ein bestimmtes kirchliches Bekenntnis zu machen, so muß ich doch energisch betonen, wie sehr die Missionsschulen, da der türkische Staat seine Pflichten in dieser Beziehung noch lange nicht erfüllt, dem Bedürfnis entgegenkommen; die Mission der Amerikaner hat z. B. in Syrien die Konkurrenz der andern christlichen Gemeinschaften, und selbst der Muslimen, auf dem Gebiet der Schule erst wachgerufen. Von diesen Verhältnissen hat Herr Dr. Barth natürlich keine Ahnung.

Ueberhaupt aber ist ihm alles, was nur im Geringsten mit Christentum und Mission zusammenhängt, von vornherein verächtlich; schon damit, daß Lepsius Geistlicher war, ist sein Buch, „die Lepsiade oder der Kolportageroman des Pastors Lepsius,“ gerichtet. Eine Widerlegung dieser Lepsiusschen Berichte wird auch nicht im entferntesten versucht, sondern es wird einfach die Behauptung aufgestellt, sie seien unwahr. Sind denn die armenischen Waisenhäuser, die im Orient nötig wurden, etwa auch nicht vorhanden? Und was will denn bei Dr. Barth das siebzehnte Kapitel des ersten Teiles (S. 130): „Eine Blütenlese christlicher Greuel, dem frommen Europa ins Stammbuch“? Zur Charakteristik des Stils und der Denkweise des Verfassers folge hier der Anfang dieses Kapitels:

> Das scheinheilige Geschrei über türkische Greuel — die, notabene, nie etwas andres denn Abwehr waren — wird am besten durch die Aufzählung christlicher Greuel widerlegt, die thatsächlich vorkamen und nicht von Pastoren und bezahlten Agenten, sondern durch die Geschichte beglaubigt sind. Fast jeder moderne christliche Kulturstaat hat seine Portion „Greuel“, gegen die merkwürdigerweise die internationalen Mucker keine Protestbewegung eingeleitet haben.

Fast noch komischer wirkt auf einen einigermaßen Sachkundigen, wie Dr. Barth, infolge seiner Scheu vor Allem, was nur von weitem mit Christentum zusammenhängt, und seiner prinzipiellen Eingenommenheit, es — eine gewisse Konsequenz liegt ja darin! — fertig bringt, im zweiten Teil seines Buches die braven Türken zu einem Kulturvolk ersten Ranges zu stempeln. Was die Vergangenheit betrifft, so kann sich Herr Dr. Barth ja freilich, da eigne Studien bei ihm ausgeschlossen sind, nur auf Autoritäten berufen; als solche dienen ihm vor vor allem Hammer-Purgstall, von dem es bekanntlich fraglich ist, ob er imstande war, drei Zeilen eines türkischen, persischen oder arabischen Textes richtig zu verstehen; Vambéry, Hellwald und derartige Schriftsteller, die wir allerdings kaum können gelten lassen. Wie steht es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus? Da sind in der That auf allen Gebieten der Litteratur die Türken nur schwächliche Nachahmer gewesen. Auch in Bezug auf Baukunst und dergleichen — die Kioske werden ja so bewundert! — haben sie sich lediglich an vorhandne Muster angelehnt. Die Lernbegierde wollen wir den Türken durchaus nicht absprechen, ja wir wollen auch zugeben, daß Vieles in der letzten Zeit besser geworden ist, so zum Beispiel auch in der Stellung der Frau und ihrer Bildung, besonders in vornehmen Kreisen, von denen allein Dr. Barth spricht. Daß der türkische Bauer moralisch ein ehrenwerter Mann ist, wissen wir nur allzugut. Sollen wir aber deswegen mit Dr. Barth gar noch das Loblied des Islam (Kap. 21) anstimmen? Nach Herrn Dr. Barth muß der Koran ein ganz vortreffliches Buch sein. In Wahrheit steht es ja so, daß, was die Sittlichkeit der Türken und Araber betrifft, glücklicherweise bekanntlich das Naturell dieser Völker besser als ihr höchst dürftiges religiöses Sittengesetz ist. Wenn aber erst die Leidenschaft entflammt ist,

kennt auch der sonst ruhige Türke keine Grenze im Fanatismus. Man halte sich doch eines der oben angedeuteten muslimischen Staatsgrundgesetze in Erinnerung: die Ursache, warum Christen nicht neben den Muslimen als Soldaten dienen dürfen, ist die, daß jeder Krieg der Türken immer noch als Dschihâd, d. h. als Religionskrieg, im Prinzip als gegen die Ungläubigen gerichtet gilt. Das Wort Dschihâd entflammt die Türken mehr, als die Franzosen „La revanche." Und da hat Dr. Barth die Stirn zu behaupten, der Islam predige nur Duldung! Daß den Armeniern während der Wirren oft freigestellt wurde, sich durch Uebertritt zum Islam das Leben zu retten, ist wohl auch bloß Märchen und überhaupt bei Muslimen nie vorgekommen!

Wir können nach dem Gesagten Herrn Dr. Barth das Recht kaum zugestehen, das Wort in dieser Frage zu ergreifen trotz seiner ehrlichen Begeisterung für das Kulturvolk der Türken. Wir müssen bedauern, daß derartiges Geschreibsel heute in den Zeitungen so häufig Anklang findet und als Ausfluß moderner Realpolitik gepriesen wird. Albert Socin

Verschiedenes

Sören Kierkegaard, der Klassiker unter den Erbauungsschriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Vortrag von D. K. Walz, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Gießen, J. Ricker. Mk. 0,80.

Mit Vergnügen bringe ich diese schöne Einführung in die im engern Sinne religiösen Schriften Kierkegaards zur Anzeige. Gerade die Suchenden unsrer Tage können in der That, wie der Verfasser urteilt, von Kierkegaard, der das persönliche Leben so entschieden betont, viel Segen haben, dies um so mehr, wenn sie in ihm allein den religiösen Schriftsteller suchen. In seinem Ueberdruß der bloßen Formeln und Begriffe, in seiner Sehnsucht nach Leben, nach eignem Leben kommt er sowohl dem besten Streben der Gegenwart entgegen, wie er zugleich das Wesen des Christentums als persönlicher Lebenskunst auf seinen ernsthaften Ausdruck bringt. Es giebt nämlich ein doppeltes Verhältnis zur Wahrheit: eins, wo man ruft: „Es lebe die Wahrheit!", um ihr vielleicht gerade durch diese theoretische Anerkennung persönlich möglichst aus dem Weg zu gehn, und das andre, wo man durch die Wahrheit persönlich sich getroffen und verpflichtet fühlt. Nur das letztere ist ehrlich. Das ist nach Kierkegaard die schlimmste Unwahrheit, daß man „ein Anhänger werde, anstatt ein Existirender." Jenes Verhältnis ist zuletzt nur äußerlich, es kommt aber im Christentum Alles auf Innerlichkeit an. Und diese ist mehr, wie bloße Glut der Stimmung oder Phantasie, sie ist unendliche Verantwortlichkeit vor Gott, Loslösung aus dem Geschwätz der Masse, aus der Unverantwortlichkeit des Herdenbewußtseins durch das religiöse Gewissen. Eine Loslösung, die in der Weise des Einsiedlertums freilich abermals veräußerlicht wird. Denn „der Mönch ließ die Welt wissen, daß er sich versteckt habe; d. h. er hatte sich eigentlich, christlich verstanden, nicht versteckt, sondern trieb Versteckspiel." Nein, bleibt nur getreu und getrost da, wo ihr seid, aber wisset, daß ihr eine Seele habt, die in äußerlichen, auch in moralischen Beziehungen zur Menschheit nicht aufgeht, sondern die erst in der Ewigkeit eines unbedingt verpflichtenden Gottesverhältnisses ihre verschwiegne Würde und Selbständigkeit findet. Zur Herstellung dieser höchsten Wechselbeziehung zwischen Gott und der Seele ist Christus gekommen, und seine Erscheinung hilft Jedem zu dem Einen, was not ist, der ihn sowohl aus der Geschichtsferne, wie aus der Himmelsferne, sowohl aus der spekulativen Gedankenferne, wie aus dem ästhetischen Bewunderungsabstand zur Gleichzeitigkeit sich nahekommen läßt. Nahe, ganz nahe drängt sich alles Christliche in die Person! Dies nach den mannichfachsten Seiten hin seinen Zeitgenossen und uns allen mustergiltig nach Form und Inhalt gesagt und persönlich bewährt zu haben, ist das Verdienst und die Ehre Kierkegaards, des Größten unter den Erbauungsschriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts, des von Gott gesandten Apostels der Strenge gegenüber den Tausenden von milden Tröstern, die das Salz des Christentums verschütten.

Mögen die Leser der Christlichen Welt sowohl durch die Verhandlungen, die bereits in dieser Zeitschrift über Kierkegaard geführt worden sind, als auch durch den Walzschen Vortrag sich dazu bestimmen lassen, nicht nur über Kierkegaard, sondern vor allem auch seine eignen Schriften zu lesen! Zu ihrer Würdigung bietet der Vortrag von Walz eine vortreffliche Anleitung. Paul Graue

Pfennigpredigten für das Totenfest, sechs verschiedne zur Auswahl, von Kind, Kirmß, Menzel, Möller, Schmeidler und von Soden, bietet der Evangelische Verlag in Heidelberg, Bergstraße 3, dar. Man lasse sich Probeexemplare kommen und helfe dann verbreiten, damit dem Ernst des Tages das göttliche Licht nicht fehle. R

Unwürdige Reklame. Das Süddeutsche Verlagsinstitut in Stuttgart, die Verlagsbuchhandlung der vortrefflichen sogenannten Meister-Bilderbibel, versendet „vertraulich" vermutlich an viele deutsche Pfarrer ein Schreiben, das die Verbreitung der Meisterbibel dadurch fördern will, daß es den Adressaten eine „Gratiserwerbung der Meisterbilderbibel durch Empfehlung" in Aussicht stellt. „Wir liefern Ihnen" — so heißt

es hier — „nach Empfang des beiliegenden, unterschriebnen Reverses sofort porto- und spesenfrei in guter Verpackung ein tadelloses Exemplar der Meisterbilderbibel in zwei Originalprachtbänden mit Goldschnitt vollständig gratis zu Zwecken der Rezension [das ist nur ein Euphemismus] und Empfehlung.

Als Gegenleistung erbitten wir nur die Verpflichtung gütiger Vermittlung von drei Bestellungen der Bibel, wozu wir Ihnen bis zum 1. Juni 1899, also über sieben Monate, bequem Zeit lassen. Sollte aber — was kaum anzunehmen — auch ein kleineres oder selbst kein Resultat eintreten, so würden wir Ihnen das gelieferte Exemplar nicht nur ohne jeglichen Spesenansatz mit nur 50 Mk. berechnen, sondern Ihnen freistellen, von diesem Betrage noch 10 Mk. für verwandte Zeit und Mühe in Abzug zu bringen; indes bedarf es für Sie zweifellos nur geringer Mühe, die wenigen Anschaffungen zu bewirken. Ob die Aufträge seitens der Besteller direkt oder durch Sie bei uns erfolgen, ist gleichgiltig, auch der Bezug im Buchhandel gestattet; nur bitten wir Sie, uns nach Ablauf des Termins oder bei vorheriger Erledigung schon früher die Resultate kurz zu berichten, um die vereinbarte Ordnung des Kontos vornehmen zu können."

Der beigelegte Revers ist eine Bestellung auf ein „Rezensionsexemplar" der Meisterbibel unter den in der Zuschrift angebotnen Bedingungen.

Ich stehe in keinem „Vertrauensverhältnis" zum Süddeutschen Verlagsinstitut. Daher darf das „Vertraulich," das dem mir zugegangnen Schreiben aufgedruckt war, mich nicht hindern, diese Art der Reklame an das Licht zu ziehen, dem sie durch das „Vertraulich" sich entziehen will. Rechtlich, auch nach den Satzungen des Buchhändler-Börsenvereins ist diese Vertriebsart nicht anzugreifen. Ob sie eine Buchhandlung ziert, will ich nicht fragen: die Ehre des Buchhandels ist Sache der Buchhändler. Dagegen aber muß protestirt werden, daß durch solche Vertriebsmanipulationen der Bibel und dem Pfarrerstande geschadet wird. Denn man setzt die Pfarrer dem Vorwurf aus, daß sie die Meisterbibel verbreiten um ihres Vorteils willen.

Den Lehrern hat das Ministerium jede Vermittlung von Bücherverkäufen, bei denen sie Vorteil haben, wie ich höre, verboten. Mit Recht: es ehrt den Stand, wenn die Buchhändler wissen, Lehrer sind durch kein Trinkgeld als Vertriebsagenten zu gewinnen. Die richtige Antwort auf das Schreiben des Süddeutschen Verlagsinstituts wäre, daß alle Kirchenregimenter den Geistlichen eine derartige „Gratiserwerbung durch Empfehlung" strengstens untersagten.*) Loofs

Unsre Bemerkung über eine bedauerliche Kirchenkollekte hat uns mehrere Zuschriften eingetragen. Wir berichten demnach berichtigend die Thatsache, daß eine solche Kirchenkollekte für evangelische Theologiestudirende auch in Bayern erhoben wird, und zwar am Osterfeste, daß sie hohe Beträge erzielt und das Studentische Konvikt in Erlangen wesentlich mit erhält. Aus Preußen hat unsre Beurteilung der Kollekte nur Zustimmung erfahren. Ein preußischer Geistlicher schreibt mit grimmigem Humor: „Wissen Sie denn nicht, daß diese ganze Kollekte nur eine sehr weise Steuer ist, den Pastoren auferlegt zu Gunsten ihres armen Nachwuchses? Daß wir alle das auch sehr gut einsehen und diese Kollekte unabgekündigt aus eigner Tasche bezahlen? Uebrigens will ich nicht unerwähnt lassen, daß in einigen Kreisen die Ansicht herrscht, die Kollekte diene dazu, den Diener am Wort zu christlicher Demut gegenüber seiner Gemeinde anzuhalten Auch so aufgefaßt wäre sie doch nur weise und nützlich zu nennen. Es kommt alles auf die Auffassung an . . . ." Bedenklicher ist, daß diese „Kollekte für bedürftige Studirende der Theologie" gar nicht bloß für Theologen, sondern zu Freitischen für Studirende aller Fakultäten verwendet werden soll. So wenigstens hat das Evangelische Kirchenblatt für Schlesien öffentlich behauptet und Beweise dafür beigebracht, denen bisher nicht widersprochen worden ist. In Preußen scheint diese Kollekte wirklich zur Abschaffung reif zu sein. — Nach Abschluß dieser Zeilen trifft eine Mitteilung aus Bayern ein. Darnach kommt die zur Unterstützung armer Studirender auf der Universität Erlangen, obgleich ursprünglich wohl lediglich für bedürftige Theologen bestimmt, ebenfalls „nach einem mir unbekannten Modus" auch unter den Studirenden der andern Fakultäten zur Verteilung. Nach demselben Gewährsmann ist übrigens diese Kollekte in Bayern nicht weniger unpopulär als in Preußen. Ihr Gesamtertrag war 1897 in den nahezu tausend evangelischen Gemeinden des Landes 8360 Mark von mehr als anderthalb Millionen, die alles in allem die bayrische Landeskirche in jedem Jahre freiwillig aufbringt. In einer Einzelgemeinde brachte die Konviktkollekte in den letzten drei Jahren durchschnittlich 60 Pfennige ein, während die Gesamtsumme freiwilliger Gaben im Jahr durchschnittlich 200 Mark betrug. R

Eine Zuflucht für Geistliche, die aus der römischen Kirche austreten, fordert neuerdings Graf Hoensbroech in Nr. 254 der Täglichen Rundschau mit drängenden Worten. In der That, wenn es so steht, daß so Viele drüben nach einem Wege ausschauen, der ihnen die evangelische Freiheit bringt, so wird es Zeit, dieser Verpflichtung näherzutreten über alle Bedenken hinweg. Hoensbroech erzählt, daß er von 37 noch in kirchlichen Würden stehenden katholischen Geistlichen Zuschriften besitze, die ihrer antiultramontanen Gesinnung Ausdruck geben. R

---

*) In derselben Sache sind uns auch von Seiten mitbetroffner Pfarrer nachdrückliche Beschwerden zugegangen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Frankfurt a. M.: 7. November, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Bericht über Eisenach.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Zelle**, Meran.

Ordinirter Theologe, Deutschschweizer, sucht Stelle als

Hauslehrer
oder
Gesellschafter

in deutschschweizerischer oder deutscher Familie.

Gefl. Offerten sub Chiffre **Z. W. 6672** an **Rudolf Mosse, Zürich.**

Für Volksbibliotheken

vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von

Alexander Köhler

in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Soeben erschien in 4. Auflage:

Ueber gesunde und kranke Nerven

von

Dr. Freiherr von Krafft-Ebing,
Prof. an der Universität Wien.

Preis kart. 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie franko gegen Einsendung von M. 2.10 in Briefmarken von der

H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Christrosen. Reich illustrierte, vorzügl. Jugendschriften. Farbige Vollbilder, 32 Seiten, jedes Heft 10 Pfg. Partieen billiger. Neue Serie erschienen **M. HOLLAND, STUTTGART.**

Schönstes Festgeschenk!

Thorwaldsen: Einladender Christus.

Größe	100	75	56	48	36 cm
Preis	36	20	10	7,50	3 Mk.

Hugo Rothers Buchhdl. (Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Pianinos, von M 400.— an. **Harmoniums,** von M 70.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Für Weihnachtsfeiern

Soeben erschien bei uns in 2. Aufl.:

Christnacht.
Ein Weihnachtsspiel fürs deutsche Volk
von **M. Hennig.**

40 Pf. 10 fr. M. 4.—

Vorzüglich besprochen in den angesehensten Zeitschriften. Selbst in ländlichen Vereinen leicht aufführbar.

Müller, Past. Ed., **Weihnachtsspiel I/II.**

I **Die heilige Nacht.** 6. Aufl. 70 Pf.
II Die Weisen vom Morgenland. 2. Aufl. 80 Pf.

Die Müller'schen Weihnachtsfestspiele sind weit und breit bekannt, werden aber gern immer wieder von Neuem zur Darstellung gebracht.

Buchhandlung des
Ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin C 22, Sophienstr. 19.

Soeben erschien:

Der preußische Staat und die römische Kurie

von

Prof. **D. Mirbt,** Marburg i. H.

3—4 Bogen. Preis 1 Mark.

Dieser bei der Magdeburger Generalversammlung des Evang. Bundes gehaltene Vortrag dürfte gerade jetzt von besonderem Interesse sein. Gegen Einsendung von 1,10 Mk. portofrei zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch die **Verlagsbuchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun in Leipzig.**

Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg i. Elsaß.

Drei kirchliche Festspiele
für
Weihnachten, Ostern u. Pfingsten
von
Friedrich Spitta.

Preis M. 1.80.

Leicht aufführbare, tief empfundene Dichtungen des bekannten Straßburger Professors der Theologie.

Billige und vertrauenswürdige Bezugsquelle.

Bei Bedarf in
Cigarren u. Rauchtabaken
hält sich die
Tabak-Industrie der Berl. Stadtmission
Berlin SW., Johanniterstr. 6,
bestens empfohlen und bittet um gütige Aufträge.

Illustrirte Preislisten senden gratis und franko.

Größte Auswahl in allen Preislagen.

Richard Taendler, Verlag, Berlin W 10.

Hervorragende Bücher:

Jonas Lie, Großvater. III. Auflage M. 3,—.
Anton Frhr. v. Perfall, Die Sonne . M. 4,—.
Arthur Zapp, Muttersohn . . . . M. 4,—.
Georges Ohnet, Unnützer Reichtum . M. 4,—.
E. Vely, Mente. III. Auflage . . M. 4,—.

Gebundene Exemplare sind 1 Mark teurer.

Vorrätig in jeder Buchhandlung.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in Leipzig

Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwickelung

von

Dr. **Paul Nerrlich,**
Professor am Askanischen Gymnasium zu Berlin.

Preis M. 7.50.

Soeben erschien **die erste Hälfte** von:

Aus meinem Leben.

Zweiter Teil.

Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre

von

Willibald Beyschlag.

Die **Zweite Hälfte** des Buches wird noch **vor** Weihnachten fertig vorliegen, und der Gesamtpreis dieses **Zweiten Teiles** ungefähr 10 Mark betragen.

Inhalt des Zweiten Teiles: I. Im Karlsruher Hofpredigeramt. — II. Im badischen Kirchenstreit. — III. Hallische Anfangszeiten. — IV. Theologische Entfaltung und Verfehmung. — V. Zwischen den Kriegsjahren. — VI. In hohen Zeiten. — VII. In schweren Zeiten. — VIII. Unterm Canossagang. — IX. Alters-Glück und -Leid.

Sämtliche Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von Eugen Strien in Halle (Saale).

Verlag von **L. Staackmann,** Leipzig.

Soeben erschienen:

Idyllen
aus einer untergehenden Welt
von
P. Rosegger.

459 S. Preis M. 4.— brosch., M. 5.— eleg. gebunden.

Bereits in früheren Werken hat es Rosegger unternommen, den unvermeidlichen Untergang des Bauernstandes, die Folgen seiner Zersetzung in ergreifender Weise zu schildern. Im vorliegenden Bande führt uns der begnadete Dichter, gleichsam um Abschied von den Erinnerungen an seine eigne Heimat zu nehmen, noch einmal mitten unter das kernige, frische Alpenvolk, dessen Lebens- und Gemütsseiten er hier zum erstenmal in bewundernswert anschaulicher Weise beleuchtet. Die so entstandenen Idyllen sind Erzählungen meist heiterer Natur, Denkmale zugleich für eine harmlosere glücklichere Zeit und Weltanschauung, dazu bestimmt, wie der Autor sagt, „dem Leser mehr Behagen als Unlust zu bereiten."

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen

Zum Semesteranfang.

Lehrmittel für Studierende der Theologie.

III

Geschichtliche Fächer:

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Dr. **W. Möller.**
I. Band. Die alte Kirche. In 3 Abteilungen. 1. Abteilung. Zweite Auflage, bearbeitet von Professor D. H. v. Schubert in Kiel. Mk. 6.—. Zweite Abteilung unter der Presse, ca. Mk. 4.—.
II. Band. Das Mittelalter. Zweite, durchgesehene Auflage. Mk. 12.—. Geb. Mk. 14.50.
III. Band. Reformation und Gegenreformation. Bearbeitet von Professor D. G. Kawerau in Breslau. Mk. 10.—. Geb. Mk. 12.50.

Kirchengeschichte. Von D. **K. Müller.** In 2 Bänden. Erster Band. Mk. 9.50. Geb. Mk. 10.50. Zweiter Band. I. Heft. (1. und 2. Auflage.) Mk. 2.80.

Quellen zur Geschichte des Papsttums. Von D. **Carl Mirbt.** Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Die Entwicklung der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Von D. K. Sell. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.—.

Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Dr. **Adolf Harnack.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1. Band: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas. Mk. 17.—. Geb. Mk. 19.50. 2. Band. Die Entwicklung des kirchlichen Dogmas. I. Mk. 10.—. Geb. Mk. 12.50. 3. Band. Die Entwicklung des kirchlichen Dogmas. II. III. Mk. 18.—. Geb. Mk. 20.50.

Dogmengeschichte. Von D. **A. Harnack.** Dritte, verbesserte Auflage. Mk. 6.—. Geb. Mk. 7.—.

Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten. Von D. **G. Krüger.** Erste und zweite Auflage. Zweite durch Nachträge vermehrte Ausgabe. Mk. 5.40. Geb. Mk. 6.40. Nachträge allein Mk. —.60.

Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften als Grundlage für Seminarübungen, herausgegeben von **G. Krüger.**
1. Heft: Die Apologien Justins des Märtyrers, herausgegeben von G. Krüger. Zweite Auflage. Mk. 1.50.
2. Heft: Tertullian, De paenitentia. De pudicitia. Herausgegeben von E. Preuschen. Mk. 1.60.
3. Heft: Tertullian, De praescriptione haereticorum, herausgegeben von E. Preuschen. Mk. 1.—.
4. Heft: Augustin, De catechizandis rudibus. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage von G. Krüger. Mk. 1.40.
5. Heft: Leontios von Neapolis, Leben des Heiligen Johannes des Barmherzigen, Erzbischofs von Alexandrien, herausgegeben von H. Gelzer. Mk. 4.—.
6. Heft: Clemens Alexandrinus. Quis dives salvetur? herausgegeben von K. Köster. Mk. 1.40.
7. Heft: Ausgewählte Sermone des Heiligen Bernhard über das Hohelied, herausgegeben von O. Baltzer. Mk. 1.80.
8. Heft: Analecta. Kürzere Texte zur Geschichte der alten Kirche und des Kanons, zusammengestellt von E. Preuschen. Mk. 3.—.
9. Heft: Des Gregorios Thaumaturgos Dankrede an Origenes, als Anhang der Brief des Origenes an Gregorios Thaumaturgos, herausgegeben von P. Koetschau. Mk. 1.80.
10. Heft: Vincenz von Lerinum, Commonitorium pro catholicae fidei antiquitate et universitate adversus profanas omnium haereticorum novitates, herausgegeben von A. Jülicher. Mk. 1.50.
11. Heft: Hieronymus und Gennadius, De viris inlustribus. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. Herausgegeben von C. A. Bernoulli. Mk. 2.80.
12. Heft: Die Kanones der wichtigsten altkirchlichen Concilien nebst den apostolischen Kanones. Herausgegeben von F. Lauchert. Mk. 3.50.

Lehrbuch der vergleichenden Confessionskunde. Von D. **Ferdinand Kattenbusch.** Erster Band. Die orthodoxe anatolische Kirche. Mk. 12.—. Geb. Mk. 14.50.

Systematische Fächer:

Einleitung in die evangelische Dogmatik. Von D. **P. Lobstein.** Mk. 5.60. Geb. Mk. 6.60.

Dogmatik. Von D. **J. Kaftan.** Erste und zweite Auflage. Mk. 8.50. Geb. Mk. 9.50.

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Von D. **Friedrich Aug. Berth. Nitzsch.** Zweite, verbesserte Auflage. Mk. 14.—. In Halbfranz geb. Mk. 16.50.

Die Grundlagen der Christologie Schleiermachers. Von Lic. **H. Bleek.** 1898. Mk. 3.60.

Einleitung in die christliche Ethik. Von D. **Hermann Weiss.** Mk. 5.—. Geb. Mk. 7.—.

Grundriss der christlichen Ethik. Von Lic. theol. **F. C. Krarup.** Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von M. phil. **Carl Küchler.** Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Ethik. Von Dr. **A. Hoffmann.** Mk. 2.50. Geb. Mk. 3.50.

Praktische Theologie:

Praktische Theologie. (Grundriss.) Von D. **E. Chr. Achelis.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mk. 6.—. Geb. Mk. 7.—.

Lehrbuch der praktischen Theologie. Von Dr. **Alfred Krauss.** In 2 Bänden. (II. Band herausgegeben von **H. J. Holtzmann.**) Mk. 16.—. Geb. Mk. 20.—.

Philosophie:

Vorfragen der Ethik. Von Dr. **Chr. Sigwart.** Mk. 2.—.

Logik. Von Dr. **Chr. Sigwart.** In 2 Bänden. Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage. Mk. 26.—. Geb. Mk. 31.—.

Grundriss der Philosophie. Von Dr. **J. Eitle.** Mk. 5.—. Geb. Mk. 6.—.

Geschichte der Philosophie. Von Dr. **W. Windelband.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Subscriptions-Ausgabe in 4 Lieferungen à Mk. 3.—. Erste Lieferung.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Für Theologen als wertvollste Grundlage für die ganze Laufbahn:

Meyer's Kommentar zum Neuen Testament.
Vorzugspreis 75 Mk. (statt 107 Mk.), **in Halbfrz. geb. Mk. 97,50** (statt Mk. 129,50) für alle 17 Bände **auf einmal**, von denen über die Hälfte allein in den letzten Jahren in 5.—8. Aufl. erschienen sind.
„Dies Kommentarwerk bleibt immer noch **das rechte Schulwerk** ... und **die rechte Fundgrube.**" (Ev. Kirchenbl. f. Württ. 1897, 12.)

Nowack's Handkommentar zum Alten Testament.
Die Hauptteile: Herateuch, poetische u. prophetische Bücher, übers. u. erkl. v. Baethgen, Budde, Duhm, Gunkel, Nowack u. A. liegen fast vollständig vor (Baethgen's Psalmen schon in 2. Aufl.) und werden, 1899 abgeschlossen, kosten: **mit Uebersetzung ca. 67 Mk.**
„**Bisher lauter Treffer und Kernschüsse.**" (Professor Siegfried, Theol. Lit.-Ztg. 1897, 15.)

Genaue Verzeichnisse kostenfrei.

Soeben erschien im Verlage von **Dörffling & Franke** in **Leipzig**:

Luthardt, Dr. Chr. E., Kompendium der theologischen Ethik.

Zweite Auflage.

Preis 7 Mk.; in Leinwandband 8 Mk.

Es giebt nichts Lehrreicheres, als an der Hand dieses Buches einen Gang durch die geschichtliche Bewegung des christlichen Ethos zu thun und den jetzigen Stand der sittlichen Fragen und Erkenntnisse aus ihrer Geschichte verstehen zu lernen. Das Buch gehört nicht bloß in die Hände der Studenten und Kandidaten, sein Studium ist ein Stück der notwendigen wissensch. Fortbildung für jeden Geistlichen. S. K.- u. S.-Bl.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig